

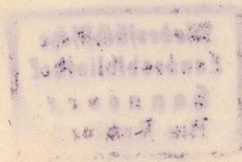
(c 1938)

Wederhage
Landesbibliothek
Hannover
Am Archive 1

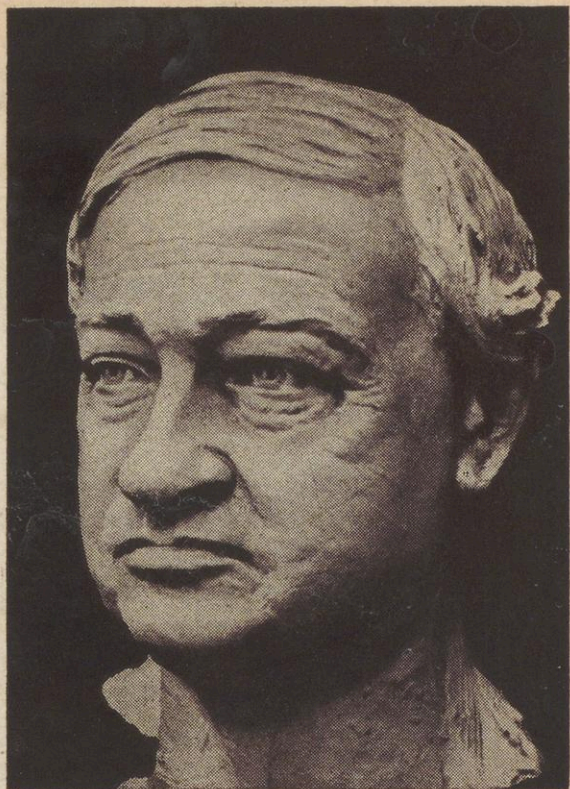
NLB Hannover/ZB

35

021 151 814



12



Dr. Johannes Leunis

Professor der Naturgeschichte

am

Gymnasium Josephinum
in Hildesheim

C
1938

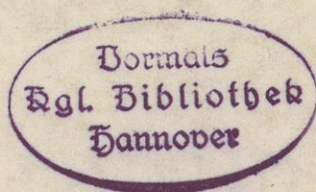
7

C 1938

Unsere Diözese in Vergangenheit und Gegenwart

Zeitschrift
des Vereins für Heimatkunde
im Bistum Hildesheim

*



Heft 1/2

11. Jahrgang

1937

Dr. Johannes Leunis

Professor der Naturgeschichte
am Gymnasium Josephinum in Hildesheim
1802—1873

Von
Hermann Seeland

Vormals
Kgl. Bibliothek
Hannover

Druck und Kommissionsverlag

Franz Borgmeyer . Buchhandlung . Hildesheim

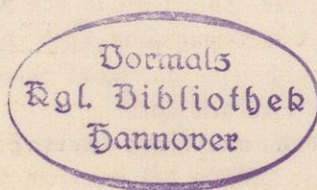
(1834)

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung	3
I. Leunis' Ahnen und Heimat	7
II. Leunis' Jugendzeit	12
III. Leunis wird Priester und Domscholar	25
IV. Leunis als Lehrer	37
V. Leunis als Schriftsteller	46
VI. Leunis, der volkstümliche und anerkannte Gelehrte	59
VII. Leunis' Tod und Begräbnis. Nachruf des Direktors Müller	64

Anhang:

I. Leunis' wissenschaftlicher Nachlaß	71
II. Leunis-Denkmal und Leunis-Museum	74
III. Das Herbarium im Leunis-Museum	77
Personenverzeichnis	91
Die Direktoren des Gymnasiums Josephinum seit 1773	93
Bilderverzeichnis	96



Einleitung.

Professor Dr. Johannes Leunis, Hildesheims größter Naturforscher, ist am 30. April 1873 im Alter von fast 71 Jahren nach beinahe 49 jähriger ununterbrochener Lehrtätigkeit am Bischöflichen Gymnasium Josephinum gestorben. Ein Schlaganfall hatte den Unermüdlichen, der auch in den wenigen Tagen der Osterferien sich keine Erholung und Ausspannung gegönnt hatte, am Schreibtisch bei der Bearbeitung der zweiten Auflage seiner Synopsis der Pflanzenkunde am Abend des 26. April die Feder aus der Hand genommen. Trotz sorgfältiger Pflege kehrte das Bewußtsein nicht mehr zurück, und in der zweiten Nachmittagsstunde des vierten Tages ward Leunis durch den Tod abberufen. —

In dankbarer, treuer Verehrung bewahrt Hildesheim das Andenken an den großen, stillen Gelehrten, der seit den Tagen der Kindheit bis zum Tode der Heimat trotz mancher verlockender Angebote in Treue verbunden geblieben ist. Im Rathausaal, den Prells Meisterhand mit Gemälden aus Hildesheims großer Vergangenheit geschmückt hat, ist unter den kleinen Rundbildern, die die Erinnerung an einzelne hervorragende Persönlichkeiten der Heimat bewahren sollen, neben dem Bilde Links, des Hildesheimer Pastorensohnes, der als Professor der Naturgeschichte an den Universitäten Rostock, Breslau und Berlin dozierte und als Direktor des Botanischen Gartens in Berlin am 1. Januar 1851 starb, auch das Bild des Professors Leunis angebracht, des schlichten, einfachen Bauernsohnes aus eingewanderter flämischer Familie, der nie eine Universität besucht, der, Autodidakt in den Naturwissenschaften, zeit seines Lebens Dozent an dem Gymnasium blieb, dem er als Schüler angehört hatte, um von hier durch seine anerkannt vorzüglichen Lehrbücher viele Hunderttausende als Schüler zu gewinnen.

Als bald nach Leunis' Tode hat einer seiner letzten Schüler, Karl Lorenz Grube,¹⁾ versucht, das Leben und Wirken des verehrten Lehrers „in kleinen Bildern“ darzustellen. Als Schüler des Josephinums in der Zeit von Mi-

chaelis 1863 bis 1871 hatte Grube in allen Klassen, von der Quarta bis zur Reifeprüfung, Leunis als Fachlehrer in der Naturgeschichte, Geschichte und Geographie gehabt. Aber es ist zu beachten, daß diese achtjährige Gymnasialzeit Grubes schon in das letzte Jahrzehnt der Lehrtätigkeit von Leunis fällt. Ausdrücklich betont Grube, daß er alle Erzählungen und Fakta, die er erwähnt, der persönlichen Mitteilung seines ehemaligen Lehrers verdanke oder sie persönlich miterlebt habe. So erhält seine kleine Biographie eine starke persönliche Note, persönlich in Rücksicht auf Leunis, der, in hohem Alter stehend, auch im Unterrichte nicht die besonderen Eigenheiten und Schwächen verleugnete, wie sie Fachgelehrten auf die Dauer selten fremd bleiben, und der gerade im letzten Jahrzehnt seines Lebens oft wohl geistig mehr mit der Arbeit an der Vervollkommenung seiner Lehrbücher als mit dem Unterrichte beschäftigt war; persönlich aber auch seitens Grubes als Verfassers, der, ein Optimist im ganzen Leben, als junger Schriftsteller sich besonders mit Freuden lieber all der Scherze und Anekdoten, als des Unterhaltenden in Leunis' Unterrichtsstunden erinnerte, die er mit dem ganzen Übermut der Jugend miterlebt hatte, als der schweren Stunden in den „Hauptfächern“, von denen am Schluß des Schuljahres oft die Entscheidung über „Steigen“ oder „Bleiben“ abhing. So ist es begreiflich, daß Grubes Schrift über Leunis ohne Zweifel von vielen Lesern, insbesondere aus dem Kreise alter Josephiner, mit Freude aufgenommen wurde; daß sie aber auch bei anderen wegen ihrer ganzen Anlage und mancher Einzelheiten Widerspruch fand.

Unsere Abhandlung möge in etwa eine Ergänzung zu Grubes Schrift bilden. Sie kann und will nicht den Anspruch erheben, eine abgeschlossene Biographie unseres Hildesheimer Naturforschers Leunis zu sein; für eine solche fehlt es zu sehr an den erforderlichen Unterlagen, besonders an der persönlichen Korrespondenz, die Leunis auf seinen Forschungswegen ohne Zweifel mit befreundeten Fachgenossen geführt hat und die vor allem uns einen zuverlässigen Einblick in seine geistige und wissenschaftliche Entwicklung gewähren würde. Unsere Darstellung kann sich auch nicht auf Tatsachen und Erlebnisse stützen, wie sie Grube als ehemaligem Schüler Leunis' auf Grund jahrelanger persönlicher Bekanntschaft noch überreich zu Gebote standen. Sie kann und will nur das wenige, das die Archive des Josephinums und Generalvikariates und die Schulprogramme oder andere Druckwerke enthalten, zu einem Beitrage über Leunis' Leben und Wirken zusammenfassen. Ausführlicher als sonst üblich, sollen in den „Anmerkungen und Zusätzen“ auch biographische Notizen über Persönlichkeiten geboten werden, die zu Leunis in Beziehung standen, die die Lehrer seiner Jugend, seine Mitarbeiter am Josephinum, seine Freunde und Verehrer waren. Diese Erinnerung an



Seunij.

Männer, die mit Keunis im Dienst der Wissenschaft und Jugendbildung wirkten oder das Andenken an den Verstorbenen und sein Lebenswerk dankbar und pietätvoll pfl egten, dürfte gerade im Kreise der vielen Hunderte, die auf dem althehrwürdigen Josephinum ihre Ausbildung erhielten, gewiß nicht unwillkommen sein. So ersteht, da es sich mit wenigen Ausnahmen um ehemalige Josephiner handelt, vor unseren Augen eine kleine Galerie bedeutender alter Josephiner. —

¹⁾ Karl Lorenz Grube, Johannes Keunis nach seinem Leben und Wirken, in kleinen Bildern dargestellt. (Hannover 1876.) Auf Grube stützt sich Karl Bauer, der in seiner „Geschichte von Hildesheim“ (1892) ein ausführliches Lebensbild von Keunis bietet und von Grubes Schrift sagt: „Ein höchst unterhaltendes Büchlein, das jeder Hildesheimer lesen sollte“ (S. 214 bis 222). — Gleichfalls auf Grube beruft sich E. Rudolf (im Lexikon der Pädagogik, Herder, Freiburg i. Br., III. Bd., 424ff.), der mit seiner Behauptung, das vollständige Aufgehen im Verufe und im Studium habe Keunis zuletzt zu einer Art Sonderling gemacht, sicher bei Grube selbst Widerspruch gefunden hätte. —

— Grube, Karl Lorenz, geb. 4. 8. 1849 in Lamspringe, besuchte Michaelis 1863/1871 das Gymnasium Josephinum, 1871/73 die philosophisch-theologische Lehranstalt in Hildesheim, ging Herbst 1873, als diese Lehranstalt durch den Kulturkampf geschlossen war, auf die derzeitige Akademie in Münster i. W., trat Herbst 1874 in das Priesterseminar in Dillingen ein und wurde am 7. 8. 1875 in Augsburg zum Priester geweiht. Nach zweijähriger Tätigkeit in der Seelsorge als Kaplan in Venediktbeuren ging Grube Herbst 1877 nach München, wo er bis 1883 theologischen und besonders geschichtlichen Studien (unter Giesebrecht) oblag und gleichzeitig Religionslehrer war. 1879 erwarb er hier auf Grund der Dissertation *De arte hermeneutica sancti Justini martyris* die theologische Doktorwürde (cum nota: Insigniter). August 1884 kehrte er in seine Heimatdiözese zurück, war 1884/86 Pfarrverweser in Steinbrück, 1886/89 Pastor in Salzgitter, 1889/94 in Wolfenbüttel, dann Dechant und Propst an der St. Nikolaikirche in Braunschweig, wo er am 5. 3. 1917 starb. Von seiner Tatkraft und seinem Eifer zeugen die Kirchenbauten in Salzgitter (1888), Wolfenbüttel (1889/91) und Braunschweig: St. Laurentius (1900) und Umbau der St. Nikolaikirche (1908). Grube schrieb: 1) *Der hl. Alfried von Hildesheim* (1875); 2) *Joh. Keunis* (1876); 3) *Johannes Busch* (Freiburg 1881); 4) *Gerhard Groot und seine Stiftungen* (Köln 1883); 5. *Edierte das Chronicon Wildeshemense et liber de reformatione monasteriorum des Joh. Busch*; 6) *Zur Geschichte der kath. Gemeinde in Braunschweig* (1908); 7) zahlreiche Artikel im Kirchenlexikon von Beyer und Welte, 2. Aufl., und in den historisch-politischen Blättern. Vgl. über Grube Artikel „25 Jahre in der Braunschw. Diaspora“ in Bonifatiusblatt Paderborn, 1914, Nr. 3, und Vertram, *Geschichte des Bistums Hildesheim*. III, 396f.

I.

Leunis' Ahnen und Heimat.

An einem Artikel „*Flamländer im Stift Hildesheim*“ hat Dr. Gagemeyer ¹⁾ auf Grund seiner langjährigen Forschungen in den Kirchenbüchern nachgewiesen, daß bald nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges eine Einwanderung von katholischen Flamländern, im Laufe der Geschichte die dritte und jüngste, in das Hochstift Hildesheim einsetzte, die besonders deshalb Beachtung verdient, weil sie sich noch heute auswirkt, indem nicht wenige unserer Zeitgenossen das Blut der Einwanderer in ihren Adern tragen. Dr. Gagemeyer bietet auch ein Verzeichnis von 111 Namen dieser Eingewanderten; vielfach Namen, die in zahlreichen Familien unserer Heimat noch heute fortleben. Ihre Ahnen erschienen einst fast ausschließlich als Händler mit Metallwaren, besonders mit kupfernen Kesseln, mit Grabspaten, Sensen, Messern usw. hier im Lande, bezogen die Waren aus der fernen Heimat auf dem Seewege über Bremen, brachten sie von hier durch Lastfuhrwerke in die einzelnen, genau abgegrenzten Geschäftsbezirke, um sie hier bei der Landbevölkerung abzusetzen. Bald siedelten sich die wandernden Händler auch fest an und gewannen durch ihren Geschäftsbetrieb und ihren Gewerbesleiß und oft auch durch Verheiratung mit ansässigen Familien Grund und Boden.

In der heutigen Zeit mit ihrem lebhaften Interesse für Ahnenforschung, für Blut und Boden würde es einen besonderen Reiz haben, im einzelnen jene vor rund zweihundert Jahren eingewanderten Familien in ihren Nachkommen bis heute zu verfolgen. Doch begegnet ein solcher Versuch auf dem Gebiete der Ahnen- und Sippenforschung oft genug großen Schwierigkeiten, da die wichtigsten Quellen für diese Forschung, die alten Kirchenbücher des 17. und 18. Jahrhunderts, nicht selten versagen. Oft fehlen in ihnen überhaupt Jahre hindurch jegliche Eintragungen; andere sind derartig verblaßt und unleserlich, daß sie nicht eindeutig erklärt werden können; andere sind sehr unvollständig, nennen nicht einmal die Namen oder beschränken sich allein auf die Familiennamen. Eine besondere Schwierigkeit machen oft die Eigennamen. Handelt es sich um Ortsbezeichnungen, so lassen sich diese in der Regel leicht deuten, da man nur an die heute meist noch übliche plattdeutsche Bezeichnung zu denken braucht; so versteht z. B. jeder die Eintragungen: Gastehe, Sossen, Hase, Hassen, Gibbeluhusen usw., um einige tatsächliche alte Eintragungen zu nennen. Schlimmer steht es mit den Personennamen. Für ihr Verständnis gilt die Regel, daß nicht das Wort *bild*,

sondern der Wortklang entscheidend ist. Einmal stand ja bis an die Grenzen der Neuzeit die Annahme wie auch die Änderung eines Namens seinem Träger jederzeit ohne staatliches Zutun frei und war eine reine Privatsache.²⁾ Sodann formte der Volksmund im täglichen Leben die Namen, besonders wenn es sich um sprachlich fremd klingende handelte, unter dem Einfluß des Dialekts um. Und die Seelsorger, oft Ordensgeistliche, die vielleicht den ortsüblichen Dialekt nicht beherrschten, trugen die Namen ein, wie sie dieselben hörten. Ausweise und Vorlagen von Urkunden kannte man nicht. Und die Beteiligten, die wohl oft kaum schreiben und lesen konnten, ließen auch ihren Seelsorger schreiben, was und wie er wollte. Die Eintragung machte ihnen keine Sorge. Man wird sofort diese Zeit verstehen, wenn man sich vorstellt, daß heute einmal unsere Standesbeamten oder Geistlichen die Namen der eingewanderten Polen lediglich nach dem Gehör schreiben würden.

Ein Musterbeispiel für eine derartige Namensänderung ist der Name *Leunis*. Der hier eingewanderte erste Träger dieses Namens, der in der Heimat „Lönis“ gesprochen wurde, wurde 1729 nach seiner Trauung in der katholischen Kirche zu Poppenburg als „Löhnis“ in das Trauregister eingetragen, also genau geschrieben wie gesprochen. Ähnlich 1732 Lönnis. Zumeist aber, besonders in dem Inhaltsregister der einzelnen Kirchenbücher, ist die Schreibweise, dem Dialekt oder der volkstümlichen Umbildung entsprechend, Lönners und Lönders; seltener Löhners und Löhnners. Die Schreibweise Lönners haben auch die Kirchenbücher in Gronau (1789—1802) und Westfeld (1799—1809). Die Schreibweise Leunis als ursprüngliche Eintragung findet sich mehrfach, besonders bei der Trauung der Eltern des Prof. Leunis 1801 und bei dessen Taufe im Jahre 1802; häufig ist die erste Eintragung, die auf Lönners lautete, nachträglich in Leunis geändert. Aber wenn nach 1800 auch die richtige und ursprüngliche Schreibweise Leunis mehr und mehr wieder Regel wird, so bleibt doch noch länger im Volkssprachgebrauch die Form Lönners bestehen; so lautet 1807 eine Eintragung „Leunis vulgo Lönners“, und noch 1864 wird die Beerdigung einer Schwester des Prof. Leunis mit „Lönners (auch Leunis)“ eingetragen.

Nicht völlig sicher ist, ob der Name Leunis (= Lönis gesprochen) auch identisch ist mit Leines und Leinhardt (Leynhart, Leinhart), die 1714, 1718 und 1723 im Taufregister erscheinen. Für die Identität des hier genannten Vaters Alexander Leines bzw. Leinharts mit dem später als Alexander Löhnis bzw. Lönners bezeichneten „Belgiers“ spricht zunächst die Übereinstimmung des Vornamens, der in allen kirchlichen Registern von Poppenburg nur hier vorkommt — abgesehen von einem Kinde, bei dem Alexander Löhnis 1716 als Taufpate erscheint. Für die Identität

spricht ferner: das 1723 als „Leinharts“ in das Taufbuch eingetragene Kind wird 1726 im Sterberegister als Löhners eingetragen. Weiter: der 1714 getaufte Michael Anton Leines, Sohn des Alexander Leines, erscheint 1735 bei der Trauung des Johann Christoph Leunis als Zeuge „Michael Leunis“ neben „Alexander Leunis“. Auch ist zu beachten, daß 1714 die erste Eintragung auf „Leinharts“ lautete und diese später handschriftlich in „Leiners“ geändert ist. Der Name Leiners oder Leinharts kommt endlich nach 1726 nicht mehr vor. So ist die Identität von Leunis — Leinharts — Leines — Löhnis — Lönners mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen.³⁾

Nach den Kirchenbüchern von Poppenburg läßt sich die nachfolgende

Nachfahrentafel

aufstellen.

I. Generation:

Alexander Leunis, wiederholt als „Belga“ = Belgier, oder Flame bezeichnet, war in erster Ehe verheiratet mit Elisabeth Maria Dellör (auch Tölör, Tellör, Thellör) und in Burgstemmen ansässig.

Aus dieser Ehe gingen 3 Kinder hervor:

II. Generation:

1. Michael Anton, getauft 11. 3. 1714;
2. Wilhelm Heinrich Joseph, getauft 26. 4. 1718, beerdigt 3. 9. 1719;
3. Maria Anna, getauft 21. 2. 1723, † 29. 7. 1726.

Am 23. 2. 1729 ging Alexander Leunis mit Anna Elisabeth Welling die zweite Ehe ein; Wohnsitz ist von jetzt an Mahlerten. Aus dieser zweiten Ehe gingen vier Kinder hervor:

- 1a. Anna Maria, geb. 20. 8. 1730, † 31. 8. 1732;
- 2a. Johannes Jodocus, geb. 20. 9. 1732;
- 3a. Matthias Laurentius Joseph, geb. 20. 6. 1734;
- 4a. Maria Charlotte, geb. 29. 12. 1737, † 22. 3. 1739.

Weitere Angaben, z. B. über den Tod der beiden Ehefrauen oder den Tod des Alexander Leunis selbst enthalten die Kirchenbücher nicht.

Gleichzeitig mit Alexander Leunis erscheinen drei weitere Träger des Namens, deren Verwandtschaftsverhältnis nicht ersichtlich ist, nämlich

- a) Johann Christoph Leunis — vermutlich ein Bruder des Alexander Leunis —, der am 11. 1. 1735 in Poppenburg mit Maria Anna Sabina Lauen die Ehe schloß; hierbei waren, wie schon erwähnt, Alexander Leunis und Michael Leunis (nach obiger Annahme der Sohn des Alexander Leunis) Trauzeugen. Die Ehefrau † 13. 12. 1773 im Alter von 59 Jahren, Christoph Leunis am 13. 3. 1774 „repentina morte extinctus in satrapia Ruthe ibidemque sepultus“.

b) Laurentius Leunis, † 6. 3. 1751 im Alter von 60 Jahren.

c) Anna Katharina Leunis, † 13. 1. 1772, 68 Jahre alt.

III. Generation:

Matthias Leunis (II3a) schloß am 30. 4. 1758 in Poppenburg mit Anna Maria Elisabeth Bienekamp (= Findam) die Ehe. Trauzeugen waren Christoph Leunis, Anton Bienekamp und Edmund Bienekamp.

Die neun Kinder dieser Ehe sind:

1. Johann Edmund Jodocus, getauft 19. 8. 1759, † 17. 8. 1761;
2. Christoph Rupert, get. 18. 10. 1761, † 17. 2. 1767;
3. Johann Wilhelm Georg, get. 9. 3. 1764, † 9. 3. 1764;
4. Anna Gertrud, get. 22. 9. 1766, 13. 8. 1807 mit Heinr. Christian Söhle (Sühle) — nach dem Tode ihrer Schwester (vgl. 7) getraut, † 22. 2. 1826;
5. Maria Anna Franziska, get. 23. 4. 1769, † 3. 8. 1827 als Ehefrau des Försters Nordhoff in Emmerke;
6. Johann Christian Walter, get. 12. 11. 1770; 30. 8. 1799 mit Karoline Boldschmeyer aus Sibbesse in Westfeld getraut; nach dem Tode der Ehefrau (7. 2. 1808 im Alter von 44 Jahren) zog Johann Leunis nach Mahlerten zurück;
7. Maria Anna Gertrud, get. 17. 4. 1774; 18. 11. 1788 getraut mit Heinr. Christian Söhle (Sühle) in Gronau, † 20. 5. 1807;
8. Hermann Ferdinand Edmund, get. 24. 1. 1777;
9. Maria Theresia, get. 29. 7. 1780; verheiratet mit dem Kaufmann Johann Gottfried Winter in Lamspringe, † 21. 12. 1857.

Matthias Leunis † 8. 2. 1815 im Alter von 81 Jahren an Altersschwäche, die Ehefrau am 7. 4. 1811 im Alter von 77 Jahren.

IV. Generation: Eltern und Geschwister des Prof. Leunis:

Ferdinand Leunis (III, 8) schloß am 4. 6. 1801 mit der Witwe Dorothea Zisenis geb. Plöbe die Ehe (4). Dies sind die Eltern des Prof. Leunis; er selbst ist das erste Kind dieser Ehe.

Nach Ausweis des Kirchenbuches von Poppenburg sind aus dieser Ehe hervorgegangen:

- a) Johannes Matthias Joseph, geb. 2. 6. 1803;
- b) Anna Maria Elisabeth, geb. 25. 9. 1805 (später verheiratete Fischer);
- c) Georg Bernhard, geb. 1. 8. 1816 († in Amerika);
- d) Johann Heinrich Konrad Joseph Karl, geb. 13. 11. 1821 (angeblich nach Waldenburg i. S. verzogen);

Ferner gingen aus der Ehe folgende Kinder hervor, die, da nach einer Notiz im Poppenburger Taufregister auch die unter b) genannte Anna

Maria Elisabeth in Heyersum lutherisch konfirmiert wurde, vermutlich lutherisch getauft sind:

- e) Augustine Henriette Sophie (geb. 1. 12. 1809?), ledig, † 9. 8. 1864;
- f) Johanna Elisabeth Eleonore Luise, geb. 6. 11. 1814, † 24. 2. 1819;
- g) Dorothea Christiane Henriette Friederike, (geb. 1. 8. 1812), 28. 5. 1835 mit dem Tischlermeister Wilhelm Keesse in Poppenburg getraut, † 17. 3. 1887.

Der Vater des Professors, Ferdinand Leunis, der 1816 bei einer Eintragung als „commercians“, später als „mercator“ bezeichnet wird, ist in Mählerten am 10. 7. 1829 (ex cancre diu serpente⁵⁾) gestorben⁵⁾.

¹⁾ In „Unsere Diözese in Vergangenheit und Gegenwart“, Zeitschrift d. Ver. für Heimatkunde im Bistum Hildesheim. 1. Jahrg. 3. Heft (1927), 9—14.

Dr. phil. et theol. Friedr. Gagemeyer, geb. 4. 2. 1869 in Esplingerode, besuchte Michaelis 1879 bis Ostern 1887 das Gymn. Josephinum, studierte in Münster i. W. und in Rom Philosophie und Theologie, wurde am 28. 10. 1893 zum Priester geweiht, war Kaplan in Großförste (1894/95), Hannover St. Clemenskirche 1895/1901 und Peine (1901/03), Pfarrer in Hasebe (1. 5. 1903 bis 1. 3. 1910), in Lamspringe (1. 3. 1910 bis 16. 10. 1933; lebte dann im Ruhestande in Seesen a. H., † 12. 7. 1936 auf der Eisenbahnfahrt von Seesen nach Bräfel. — Friedr. Gagemeyer schrieb außer Artikeln in „Unsere Diözese“ besonders: 1) Westfalen und Rheinländer im Stift Hildesheim (Selbstverlag, o. J.); 2) Sippschaften aus Stadt und Stift Hildesheim (in Dr. Friedrich Wecken, Ahnentafel um 1800, Leipzig 1935) Band I. — Ob das weitere von Gagemeyer in dreißigjähriger Forschungstätigkeit zusammengetragene umfangreiche Material von anderer Hand bearbeitet werden kann, erscheint zur Zeit fraglich.

²⁾ Friedr. Wecken, ABC für den Sippenforscher (Leipzig 1836), 76. In den alt-preussischen Provinzen wurde erst 1816 die Unveränderlichkeit der Namen gesetzlich festgelegt.

³⁾ Nach den Matrifeln der katholischen Kirchen in Poppenburg, Gronau, Westfeld. Eingesehen wurden auch die Register der benachbarten Kirchen in Sorsum und Emmerke. Ob auch der in Barfelde 1747 vorkommende Name Lönß (Kirchenb. von Kloster Escherde) auf Leunis = Löns zurückgeht, ist zweifelhaft. Der Name unseres Heidedichters Hermann Löns geht vermutlich auf Leunis (= aus Leonis entstanden) zurück, wenigstens eine Verbindung nach unserem Stamm Alexander Leunis-Mählerten nicht feststellbar ist.

⁴⁾ Die Eintragung der kirchlichen Trauung lautet: 1801, die quarta Junii praemissa una proclamatione, duabus ex dispensatione omissis, matrimonium contraxerunt in facie ecclesiae Ferdinandus Leunis adolescens et Dorothea vidua Zisenis nata Plötze lutherana coram me p. t. paroko et testibus Matthia Leunis et Waltero Leunis, postquam iuramentum praestiterunt, se nullo vinculo anteriorum sponsalium esse obstrictos et praestito iuramento a sponsa, se omnes utriusque sexus proles velle in catholica religione tum in vita quam in morte mariti educare.

⁵⁾ Vgl. Grube, 71f.

II.

Leunis' Jugendzeit.

Leunis selbst hat in einer kleinen Autobiographie ¹⁾ die nachstehenden Angaben über das Elternhaus und über die Kindheit geschrieben:

„Mein Vater war Landwirt und Landkrämer, der indes alles in den Bereich seiner Tätigkeit zog, was auf dem Lande verkäuflich war und Verdienst gewähren konnte. Deshalb war es sein Hauptstreben, mich zum tüchtigen Kaufmann heranzubilden zu lassen. Damals waren indes die Pfarrschulen in meinem Geburtsort (Mahlerten) wie in Poppenburg, wo die Katholiken (von Mahlerten) eingepfarrt waren, sehr schlecht, weshalb mein Vater mich anfangs nach der Stadt Gronau in die Schule schickte; später bekam ich in der lutherischen Schule zu Nordstemmen Unterricht im Rechnen und Schreiben und in Burgstemmen in Musik. Schon in meinem sechsten Jahre konnte ich fertig lesen, schreiben und soviel rechnen, daß meine Eltern mir manchen Tag den Verkauf unserer Ladenartikel selbständig anvertrauten. Nach meiner ersten Kommunion sollte und wollte ich Kaufmann werden, und waren deshalb schon die Bedingungen mit einem Kaufmann Bezin in Hannover verabredet. Indes veranlaßte ein meinen Eltern gegenüberwohnender und befreundeter Mann, der Friedensrichter Liseffert, ²⁾ der mir häufig kleine Aufsätze zur Vorbereitung gab, mich nach Hildesheim aufs Gymnasium zu schicken, wo damals freilich die mir als Kaufmann nötigen Wissenschaften gar nicht oder sehr oberflächlich gelehrt wurden, wo namentlich in Naturgeschichte, die mich als Knaben schon so sehr angezogen hatte, gar nicht unterrichtet wurde.“ ³⁾

Auf dem Josephinum.

Als Leunis im Herbst 1815 im Alter von 13 Jahren auf das Gymnasium Josephinum kam, umfaßte das Gymnasium nach der alten, von den Jesuiten noch übernommenen Studienordnung nur fünf Klassen und zwar die drei grammatischen und die zwei rhetorischen Klassen.

1) Der Aufnahme in die „unterste grammatische Klasse“, die Infima — daher die Schüler Infimistae genannt —, mußte ein Vorbereitungsunterricht vorausgehen, der schon die lateinischen Deklinationen, Konjugationen und die wichtigsten Regeln der Syntax wie auch die griechischen Schriftzeichen umfaßte. Zumeist erhielten die für das Gymnasium bestimmten Schüler, besonders die aus den Nachbarortschaften, diese Vorbereitung durch Privatunterricht bei den Geistlichen. Die 1812 für diese Vorbereitung gegründete

„Lateinische Elementarschule“ bestand nur ein Jahr und wurde dann mit der Domschule vereinigt. Ostern 1821 wurde die Domschule wieder geteilt; die „Lateinischen Schüler“ bezogen einen Schulraum im Josephinum. 1835/36 erstand hieraus die Quinta.

Über die einzelnen Lehrfächer und ihren Umfang, wie sie in den einzelnen Klassen durchgenommen wurden, geben die noch vorliegenden gedruckten „Übersichten der Gegenstände“, über welche die Schüler der einzelnen Klassen am Schluß des Schuljahres im August sich den öffentlichen Prüfungen unterzogen, uns Aufschluß. Für die fünf Jahre, in denen Leunis Schüler der einzelnen Klassen war, ergibt sich, daß 1815/16 in der Infima in der lateinischen Sprache bereits Cornelius Nepos gelesen und erklärt wurde. Auch Griechisch wurde bereits doziert und zwar nach Buttmanns Grammatik und Jakobs Elementarbuch, zwei Lehrbücher, die fast ein Jahrhundert hindurch ihren Platz behaupteten und heute noch manchem alten Josephiner in lebhafter Erinnerung sind. Erste Lehrfächer waren natürlich Religion und Deutsch. In der Geographie wurde bereits mathematische, physikalische und politische Geographie unterschieden. Eingehend wurde die Weltgeschichte behandelt und zwar „von Adam bis Romulus“; die Geschichte der Babylonier, Assyrier, Ägypter, Phönizier, Griechen und Israeliten, die Geschichte der Künste und Wissenschaften bei den einzelnen Völkern, wie Religionsgeschichte, wurden besonders hervorgehoben.

2) Die nächsthöhere Klasse war die „mittlere grammatische Klasse“ oder die Sekunda; die Schüler waren die Secundani. Von dieser Klasse an wurde streng auf das Lateinsprechen gehalten, und täglich wurden lateinische Arbeiten angefertigt. Als Klassiker wurden gelesen 1816/17, als Leunis hier Schüler war, Caesar; sonst auch Cicero, Ovid. In der „Allgemeinen Weltgeschichte von Romulus bis Christus“ wurde die Geschichte der Römer, Griechen, Perser, Neu-Assyrier, Meder, Babylonier, Ägypter, Karthager, Juden und Gallier behandelt.

3) Die „oberste grammatische Klasse“ hieß auch „Syntaxis“ und ihre Schüler daher „Syntaxistae“. 1817/18 wurden in Latein gelesen: Justin's Geschichtsbücher, Cicero, de amicitia, Ovid's Elegien. Die Weltgeschichte behandelte die Zeit von Christus bis Karl dem Großen. Ein besonderes Fach ist römische Altertumskunde.

Es folgen die beiden „rhetorischen Klassen“ und zwar

4) die „unterste rhetorische Klasse“, die Poetica oder Humanitas, deren Schüler die Poetae oder Humanistae waren, und

5) die „oberste rhetorische Klasse“, die „Rhetorica“ mit den Rhetores.

In diesen beiden Klassen lag das Hauptgewicht auf der Pflege des Deutschen. Aus der griechischen und lateinischen Literatur wurden Xenophon,

Cicero, Livius, Horaz, Vergil gelesen. Die Weltgeschichte berücksichtigte besonders die Zeit von Karl dem Großen bis zum Pariser Frieden 1815. Auch Französisch gehörte zu den Lehrfächern.

Eine abschließende „Maturitätsprüfung“ fand zur Zeit, da Leunis Schüler des Gymnasiums war, noch nicht statt; die erste, durch den von dem Königlich Hannoverschen Oberschulkollegium vorgeschriebenen Unterrichtsplan von 1829 angeordnete Maturitätsprüfung wurde 1831 abgehalten. Gleichzeitig wurden die Klassenbezeichnungen geändert: die Infima wurde zur Quarta, die Sekunda zur Tertia, die Syntag zur Sekunda, die Poetica zur Klein-Prima (1831/32). 1837 erscheinen dann die Bezeichnungen Ober- und Unter-Prima, Ober- und Unter-Sekunda, Tertia und Quarta. 1836 erfolgte die Erweiterung des Gymnasiums um die Quinta als Vorbereitungs-klasse, indem die lateinische Abteilung der Domschule dem Direktor des Gymnasiums unterstellt wurde, und 1853 um die Sexta.⁴⁾

Leunis hat die fünf Gymnasialklassen in der Zeit von Herbst 1815 bis Herbst 1820 absolviert. Als seine Lehrer erscheinen: Prof. Joseph Pagel, der in den drei grammatischen Klassen sein Ordinarius und Lehrer in allen Fächern war; in den beiden rhetorischen Klassen die Professoren Blumenberg (Mathematik und Geschichte), Kenke (Rhetorik), Wandt und wieder Pagel (als Humanista⁵⁾).

Es ehrt gewiß Lehrer und Schüler, wenn später Leunis die erste Auflage seiner „Synopsis der Pflanzenkunde“ (1847 erschienen) „dem eifrigsten Förderer tüchtiger Jugendbildung, seinem Freunde und früheren Lehrer“, dem Domkapitular und Direktor des Gymnasiums Joseph Kenke „aus innigster Verehrung und Dankbarkeit“ widmete. —

Leunis' Schulleistungen in der Gymnasialzeit lassen sich aus den alten „Thesen“, den Verzeichnissen der Schüler, die bei den üblichen Klausurarbeiten die ersten Plätze errangen, wie an dem Ergebnis der bekannten „Prämienverteilungen“ am Schluß der einzelnen Schuljahre in etwa erkennen. Sie zeigen ihn als einen gutveranlagten, strebsamen und gewissenhaften Schüler, wenn er auch nicht als „Übersieger“ bewertet wurde.⁶⁾ Zu beachten ist, daß Leunis bereits in diesen Jahren mit größtem Eifer selbständig seine naturwissenschaftlichen Studien verfolgte und durch sie gewiß oft von den schulplanmäßigen Arbeiten ein wenig abgelenkt wurde. Gleichwohl beweist besonders die letzte Prämienverteilung 1820 beim Abschluß der Gymnasialjahre, bei der Leunis sich die Prämien in der Religionslehre und in der Mathematik holte und in der lateinischen Rede als erster „Accessit“, in der deutschen Rede als zweiter und in der Geschichte als vierter „Accessit“ „öffentliches Lob erhielt“, daß Leunis seine Gymnasialzeit gut benutzt und gut abgeschlossen hat. Auch die noch vorliegende Zensuren-Tabelle, die von Prof.

Rente für seine „Rhetoren“ recht wohlwollend 1820 aufgestellt ist,⁷⁾ stellt unserm Leunis ein gutes Zeugnis aus.

*

Zur Zeit, da Leunis das Josephinum besuchte, bot diese alte, ehrwürdige Lehranstalt den Schülern noch den Vorzug, daß ein eigentliches Schulgeld nicht erhoben wurde. Jedoch war es üblich, daß die „divites“ unter den Schülern zu den Namenstagsfeiern der Lehrer ihre Gaben spendeten und außerdem ein Licht-, Holz- und Silentium- oder Präzeptorengeld zahlten; dieses betrug jährlich fünf Thaler und kam den „Präzeptoren“, die die „Silentien“, d. h. die täglichen Arbeitsstunden zu leiten hatten, zugute; der Beitrag für Licht und Heizung erreichte diese Höhe nicht. Die „pauperes“ unter den Schülern waren auch von all diesen Abgaben frei und erhielten, je nach Würdigkeit und Bedürftigkeit, auch Stipendien, freie Bücher, Kleidungsstücke.

Erst als durch die hannoverschen Schulgesetze von 1829 eine Neuorganisation des Gymnasiums notwendig wurde, erfolgte die Einführung eines Schulgeldes, zunächst gestaffelt in der Höhe von 16 Talern in der obersten Klasse bis hinab auf 8 Taler in der untersten. Freilich fand diese Anordnung 1832 noch eine derartig scharfe Gegnerschaft, daß von den 432 Talern der Soll-Einnahme nur 18 Taler von zwei Schülern der zweituntersten Klasse eingingen. Auch diese wurden zurückgezahlt, und die Anordnung zunächst suspendiert. Seit 1835 kam sie dann doch zur Durchführung, freilich nicht mehr gestaffelt, sondern einheitlich mit 8 Reichstaler für jeden Schüler.⁸⁾

Eine eigentümliche, an verschwundene Zeiten erinnernde Einrichtung, die auch noch für Leunis' Schülerzeit bestand, sei hier erwähnt. Der bekannte Schulrat Dr. Lorenz Kellner, der in der Zeit 1825 bis 1827 hier das Josephinum besuchte und Leunis' Schüler war, beschreibt sie in seinen „Lebensblättern“:⁹⁾ „Die Schüler der drei untersten Klassen: Infima, Sekunda und Syntag, mußten Sommer und Winter überall, wo sie öffentlich in der Stadt und auf dem Schulweg erschienen, einen mit schwarzem Kragen gezierten dunkelblauen Mantel tragen. Bei günstigem Wetter war es erlaubt, dieses Kleidungsstück, statt über die Schultern, über den Arm zu hängen. Man könnte fragen: Warum und wozu eine solche Uniformierung? — Sie war freilich sonderbar, oft auch recht lästig, hatte aber doch ihre guten Seiten. Abgesehen davon, daß sie bei Prozessionen und Aufzügen einen eigentümlichen, festlichen Eindruck machte, schützte sie im Winter vor der Kälte und war für das ganze Volk, welches in der Kirche noch mitten im Gange auf Steinpflaster knien mußte, gar nicht unangenehm. Einzelnen armen Scholaren diente der Mantel wohl auch zugleich als Decke ihrer dürftigen Bekleidung, wenn sie den Schulweg dahewardelten; ja man

darf wohl behaupten, daß die Uniform das junge, oft sehr mutwillige Volk auf diesem Wege vor mancher Torheit und manchem Mutwillen bewahrte und zugleich einen gewissen Korporationsgeist pflegte und weckte. So hat gar manches aus alter Zeit seine guten Seiten, was die Gegenwart für ungehörlichen Zwang und für Pedanterie halten möchte."

So bieten uns die vergilbten Blätter mancherlei Aufschluß über das alte Josephinum und über Leunis während seiner Gymnasialzeit; eins leider vermissen wir hier, wie Leunis schon in dieser Zeit die Grundlage für sein naturwissenschaftliches Wissen und Arbeiten legte. Die Schule bot ihm da nichts, da Naturgeschichte noch kein Lehrfach war; seine Versuche, außerhalb der Schule bei Männern, die im Rufe standen, große Naturforscher zu sein, Belehrung zu finden, schlugen fehl. Er selbst hat später davon beim Unterricht manches erzählt, und seinem Biographen, Dr. K. L. Grube,¹⁰⁾ danken wir es, daß dieser uns wenigstens ein paar, wenn auch nur anekdotenhafte Berichte überliefert hat; es sei hier darauf verwiesen.

In seiner schon erwähnten Autobiographie erklärt Leunis, daß in der Zeit, da er seine Lehrtätigkeit am Josephinum begann (1824), „in ganz Hildesheim sich niemand wissenschaftlich“ mit seiner „lieben Naturgeschichte beschäftigt habe“. Das wird gewiß zutreffen; aber es fehlte auch Leunis doch nicht an jeglicher Anregung. Als sicher ist anzunehmen, daß Leunis schon in seiner Gymnasialzeit recht gut die heute noch lesenswerten „Physischen Briefe über Hildesheim und dessen Gegend“ des 1794 verstorbenen Professors am Josephinum, Joseph Anton Gramer, gekannt hat und daß besonders in ihnen die auf Mitteilung des später so berühmten Professors der Botanik Dr. Heinrich Friedrich Link (geb. 1767 in Hildesheim als Sohn des Pastors Link an der Annenkirche und † 1851 in Berlin) zurückführenden ausführlichen Pflanzenverzeichnisse der Hildesheimer Umgebung ihm Anregung geboten haben.¹¹⁾ In Gramers „Briefen“ fand Leunis ferner Angaben über frühere Naturforscher der Heimat, ihre Schriften und ihre Sammlungen, und mochten diese Schriften bei den raschen, fast sich überstürzenden Fortschritten der Naturwissenschaften in jener Zeit auch schon überholt sein: lesenswert und anregend mußten sie gleichwohl für den mehr und mehr erwachenden, der „lieben Naturgeschichte“ sich hingebenden Geist des jungen Leunis sein. So mag er die 1669 gedruckte, mit vielen Holzschnitten ausgestattete „Oryctographia Hildeheimensis“ des Hildesheimer Arztes Friedrich Lachmund betrachtet und studiert haben, um dann auch draußen an den angegebenen Fundstellen selbst diese Mineralien und Petrefakten zu sammeln und zu untersuchen. Bezüglich der Mineralien und Petrefakten fand Leunis, wie Grube — gewiß auf Leunis' persönliche Angabe hin — mitteilt,¹²⁾ Unterstützung und Förderung bei dem damaligen Kanonikus de la Tour.

Franz Leopold Arnold de la Tour, geb. 16. Oktober 1754 in Peine als Sohn eines fürstbischöflichen Beamten, besuchte als Schüler das Josephinum, ging 1773 auf die Universität Göttingen, kehrte 1775 zurück und wurde bei der Fürstbischöflichen Regierung eingeschrieben, gab jedoch bald die Absicht, weltlicher Beamter zu werden, auf und widmete sich dem geistlichen Stande; 1779 erhielt er ein Kanonikat bei dem Kollegiatstift zum hl. Kreuz. In seiner Jugend trieb de la Tour mit Leidenschaft Musik, um dann besonders der Kunst sich zu widmen; mit Graf Moritz von Brabeck auf Söder war er eng befreundet und vertraut und erbat von ihm einen leider nur kleinen Teil der berühmten Kunstsammlung von Söder. Dann widmete sich de la Tour mit Liebe und Eifer dem Studium der Natur, richtete ein „entomologisches Kabinett“ ein und trug sich selbst mit dem Gedanken, einen in seinen Diensten stehenden Mann nach Surinam zu schicken, um dort seltene Schmetterlinge zu sammeln; ein Plan, der an der Kostenfrage scheiterte. Später galt sein Interesse mehr der Mineralogie, und er war mit dem gerade als Mineralogen berühmten Domherrn Freiherrn von Beroldingen¹³⁾ befreundet. — Mit dem Eintritt der Westfälischen Regierung (1808) endete seine juristische Tätigkeit; wurde aber wieder erneuert, als 1814 das Fürstentum Hildesheim mit dem Königreich Hannover vereinigt wurde. Später wurde er zum Mitgliede des Hildesheimer Konsistoriums ernannt. Er starb am 4. Juni 1829. De la Tour war Mitglied der naturforschenden Gesellschaften zu Göttingen und Berlin.¹⁴⁾

Welchen gewaltigen Umfang seine Sammlungen besaßen, zeigen die öffentlichen Versteigerungen: Am 1. Februar 1830 wurden Kupferstiche, Zeichnungen, Insekunabeln und ein Teil der Gemälde versteigert; am 9. März folgte die Versteigerung der Sammlungen der Schmetterlinge, Käfer und Vögel. Auf diese „prächtigen“ Sammlungen hatte schon Cramer (Phys. Briefe [1792], 19) hingewiesen. Erst 1835 wurde die Versteigerung fortgesetzt; sieben ev. noch mehr Tage waren dafür angesetzt (23.—30. 9.). Uns interessieren besonders die Angaben im Katalog, die sich auf Naturkunde beziehen; wir finden u. a. außer der Insektensammlung verzeichnet: die Mineraliensammlung: 2 Kabinette, jedes zwischen 900 bis 1000 Nummern stark, und 2 etwas beschränktere; 2 Kabinette mit Petrefakten, jedes über 300 Nummern stark, und 1 etwas beschränkteres; die Konchyliensammlung, 16—1700 Nummern stark, mit vielen Dubletten; endlich Korallen und Seegewächse.¹⁵⁾

Es ist nicht zu bezweifeln, daß der junge Leunis, der von dem freundlichen Kanonikus die Erlaubnis erhalten hatte, diese umfangreichen Sammlungen nach Lust und Gefallen anzusehen, die nachhaltigste Aneiferung zu seinem Lieblingsstudium empfing. Als dann de la Tours Sammlungen 1835 versteigert wurden, war Leunis bereits ein Jahrzehnt als Professor tätig und suchte seine eigenen Sammlungen wie die des Gymnasiums auszubauen und zu vervollkommen. Es liegt daher der Gedanke nahe, daß Leunis auch Teile aus diesen Sammlungen erworben hat, um so mehr, als aus diesen Jahren 1835ff. Vittgesuche des Prof. Leunis um Gehaltszulagen mit dem Hinweise auf größere Ausgaben für seine Sammlungen begründet werden.

So ist Leunis in den ersten Jahren seines Ringens und Strebens als Schüler des Gymnasiums doch die Arbeit früherer für die Wunderwelt der Natur begeisterter Schriftsteller und Sammler zugute gekommen. War die

Zahl dieser Männer auch gering und klagt Leunis hinsichtlich der Zeit, da er seine Lehrtätigkeit (1824) begonnen hatte, später, wie erwähnt, daß sich in ganz Hildesheim damals niemand wissenschaftlich mit der Naturwissenschaft beschäftigt habe, so müssen doch auch die ganzen politischen, kirchenstaatsrechtlichen, wirtschaftlichen usw. Zeitverhältnisse nicht völlig übersehen werden. Im Jahre 1815, da Leunis auf das Gymnasium kam, war endlich und endgültig die Macht des Korsen in der Schlacht bei Waterloo gebrochen; mehr als ein Jahrzehnt der schwersten Kämpfe und Opfer war abgeschlossen; das Fürstbistum Hildesheim, das schon zuvor in der Säkularisation seine Selbstständigkeit eingebüßt und unter preussischer und westfälischer Regierung gestanden hatte, war nun zum Königreich Hannover gekommen, ohne daß es gelingen wollte, die Verhältnisse zwischen Kirche und Staat befriedigend zu lösen. Keine höhere Schule jener Zeit bot naturkundlichen Unterricht. Nur Ärzte und Apotheker pflegten berufsmäßig in der Zeit der Vorbereitung das Studium der Natur, und das zunächst wohl auch nur, soweit es eben für ihre Praxis notwendig war. Das Studium der Naturwissenschaften allein, so mußten noch 1836 die beiden jüngeren Roemer von ihrer Mutter und ihrem älteren, damals schon mit Leunis gut befreundeten Bruder hören, ¹⁶⁾ sicherte niemandem später sein Brot. Jetzt erst begannen die Naturwissenschaften in ihrer raschen, alle Gebiete erfassenden Entwicklung ihren Siegeszug. Es genügte nicht mehr eine gewisse Liebhaberei oder die philosophierende Stubenweisheit über die Welt da draußen; es war ernstes Forschen, Beobachten und Arbeiten in und an der Natur notwendig, um als Naturwissenschaftler ernst genommen zu werden.

Es ist angebracht, zusammenfassend all diese verschiedenen Umstände zu beachten, um die Jugendzeit Leunis' zu verstehen und seine spätere Äußerung recht zu werten. Daß er, der von seinem Schöpfer eine besondere Begabung für das Studium der Natur empfangen hatte und mit glühendem Eifer sein Ziel verfolgte, es schmerzlich empfand, für seine idealen Gedanken wenig Verständnis zu finden, ist begreiflich; aber auch seine Mitwelt, die er so ein wenig anklagt, ist verständlich.

Man kann die Frage stellen: Hatte Leunis in der Gymnasialzeit nicht wenigstens gleichgesinnte, für die Natur begeisterte Freunde? Für die Gymnasialzeit werden wir die Frage verneinen müssen. Der älteste der drei Roemer: Friedrich Adolf Roemer, geb. 1809, mit dem ihn später treueste Freundschaft verband, war um sieben Jahre jünger und kommt daher für Leunis in der Gymnasialzeit (1815/20) nicht in Betracht. ¹⁷⁾ Zweifelhaft bleibt es, ob der nur ein Jahr jüngere August Schlauter, ein verdienstvoller Hildesheimer Botaniker, schon auf dem Gymnasium auch zu Leunis in Beziehung getreten ist. Sicher wäre dann hier Leunis doch der gebende Teil

gewesen; später hat Schlauter dem Prof. Leunis, wie dessen Herbar nachweist, doch manche wohl präparierte Pflanze für die Sammlung geliefert.¹⁸⁾

So war Leunis für seine Naturwissenschaft fast völlig auf sich selbst allein angewiesen, und es zeugt von einem eisernen Fleiße, aber auch von glücklicher Veranlagung, wenn er schon als Schüler der unteren rhetorischen Klasse, der heutigen Sekunda, 1818/19 im Alter von etwa 17 Jahren die ihm vorliegenden botanischen Handbücher, die ihm die Kenntnis der heimischen Pflanzen vermitteln sollten, umarbeitete und sich die übersichtlichen analytischen Tabellen schuf, die er auch später seinen Lehrbüchern zugrunde legte.¹⁹⁾ Und da man, wie Leunis selbst mit Recht erklärt,²⁰⁾ nie aus Büchern allein die Natur studieren kann, so mußte er wohl seine naturwissenschaftlichen Exkursionen allein unternehmen; ein wenig konnten ihm hier Eramers „Briefe“ Führer für Hildesheims Umgebung sein. Nicht allzuweit konnte er wohl an den vier Tagen der Woche, an denen die „Sis lentien“ schon bis 6 Uhr dauerten, wandern; um so freier war er an den beiden freien Nachmittagen,²¹⁾ wo weder Sportübungen noch Arbeitsgemeinschaften ihn in Anspruch nahmen, wo er, wenn er kaum eines der sechs, noch immer verschließbaren Stadttore hinter sich hatte, auch sofort in der von der heutigen Kultur längst beseitigten und zu prächtigen Anlagen umgewandelten Welt der Stadtgräben und Stadtwälle ein weites, ergiebiges Gebiet für seine faunistischen und floristischen Untersuchungen und Forschungen fand. Man denke z. B. an die langen und breiten Stadtgräben zwischen dem Goschentor und der Goslarschen Straße, das Gebiet der heutigen Sedanstraße! Nicht weniger als 280 Kryptogamen und Phanerogamen wußte Eramer-Link bereits hier zu zählen! Und wollte Leunis — natürlich ohne „blauen Mantel“ — seine Exkursionen weiter ausdehnen, etwa zum Galgenberge: schon an den Seiten der Goslarschen Straße gab's in den Hecken und auf den Feldern rechts und links des Weges zu schauen und zu suchen; bis zum Weghause, gerade dem Galgenbergaufstiege gegenüber, störte ihn kein Haus und keine Bahn. Und der Galgenberg selbst: eine einzige große, weite Trift, ohne Weg und Steg. Wenige Jahre stand hier am nördlichen Abhange die Windmühle (zwischen 1808 und 1812 errichtet, 1906 abgebrochen); an Aufzucht und den Bau des Forsthauses droben (1864/65 erbaut) dachte noch niemand. Nur Reste von alten Schanzgräben aus den Jahren 1633/34 durchzogen die Hochfläche nach der Stadt zu; oben erhob sich noch die Stätte des Hochgerichts, von der erst wenige Jahre zuvor (1809) der Galgen beseitigt war, und endlich auf der Höhe „Pappenheims Schanze“, richtiger die Umwallungsgräben der städtischen Warte; der ganze Berg, aufgerissen durch die alten Steinbrüche. Nicht anders der Spitzhut. Alles Weidetriften, der Natur überlassen, die nach ihren eigenen Gesetzen sich wandelt und schmückt. Und

überall reiche Ausbeute für den forschenden Wanderer: mochte er ausschauen nach den hier vorkommenden, in zahlreichen Aufschlüssen leicht auffindbaren Fossilien des Weißen Jura, nach den Vertretern der herrschenden Pflanzenassoziationen oder den fliegenden und kriechenden Gliedern der Insektenwelt. Und reichte die Zeit und wanderte er weiter zum Knebel und hinüber vielleicht noch in die Ilse und die Barnte, zwei jetzt verschwundene Auwälder zwischen Achtum, Dinklar, Ottbergen und Uppen: überall öffnete sich ihm das große Buch der Schöpfung, und sinnend und betrachtend konnte er in ihm lesen.²²⁾

War einmal — wohl sehr selten — ein „beneficium caloris“, so drängte es unseren Wissensdurstigen hinaus über die Schützenwiese (ohne Fünfbogenbrücke) hin nach Himmelsthür zur pflanzenreichen Voglage, hinüber nach den einsam liegenden Giesener Gründen, in die sich nach Cramer höchstens ein Wildschütz einmal verirrte, und weiter über die Giesener Berge zum Entensfang, wo es eine ganz anders geartete Flora und Fauna zu beobachten galt. Und der Rückweg führte vielleicht noch über den Osterberg, den kahlen Muschelfalkrücken mit wieder anderen und seltenen Pflanzen und Petrefakten, führten an dem Salzbrink in Himmelsthür mit seiner Salzflora vorüber heim — zum verschlossenen Dammtor.²³⁾ Doch unser Leunis mußte kein echter Junge gewesen sein, wenn er nicht — vorsichtig, um nicht gepackt und in Geldstrafe genommen zu werden — doch einfach „übergeflattert“ wäre. — Und an anderen Tagen mochten wieder Steinberg und Kottsberg, beide gleichfalls noch nicht von der Forstkultur ergriffen, der an Pflanzenreichtum mit dem Knebel rivalisierende Finkenberg, die Innerstewiesen mit den anliegenden Zwerglöchern, die Teiche bei Röderhof und Söhre usw. das Ziel seiner einsamen Exkursionen sein.

Von all diesen Exkursionen mochte Leunis mit reicher Ausbeute zurückkehren; noch bot die unberührte Natur in Flur und Feld, auf Berg und Wiese viele Seltenheiten in der Fauna und Flora von Hildesheim, die nun längst ein Opfer der Kultur geworden sind.

Uns berührt es schmerzlich, wenn Dr. Kössig in einer früheren Abhandlung dieser Zeitschrift (23) feststellen mußte, daß 40 bis 50, ja in der näheren Umgebung von Hildesheim noch mehr Pflanzenarten, seit den Zeiten von Cramer-Link aus unserer Flora verschwunden sind, und wir hinzufügen müssen, daß auch jetzt noch nicht wenige Seltenheiten unserer heimatischen Flora aufs stärkste gefährdet sind — trotz aller Naturschutzbestreбungen.

Nur weil Leunis bereits in den Gymnasialjahren sich so eingehend und umfassend mit seiner „lieben Naturgeschichte“ befaßte, ohne deshalb die eigentlichen Pflichtfächer zu vernachlässigen, und weil er dieses private Studium echt wissenschaftlich auch in den folgenden Jahren der philosophisch-

theologischen Studien fortsetzte, konnte er, sobald ihm im Alter von 22 Jahren die Lehrtätigkeit als Klassenlehrer am Josephinum übertragen wurde, es wagen, sogleich auch als Dozent in der Naturgeschichte aufzutreten.

¹⁾ In Raseburg, J. T. C., Forstwirtschaftl. Schriftsteller-Lexikon, Berlin (1872), 307—309. Leunis kündigte hier auch eine spätere Biographie an, zu deren Abfassung er infolge seines plötzlichen Todes am 30. April 1873 nicht gekommen ist.

²⁾ Nach den Kirchenbüchern in Pöppenburg war Franz Liefesett 1810 Friedensrichter in Burgstemmen, sein Bruder Dr. med. Friedrich Joseph Liefesett damals Arzt in Elze.

³⁾ Naturgeschichte wurde erst 1830 allgemein an den Gymnasien als Unterrichtsfach auf Grund gesetzlicher Anordnung von 1829 eingeführt.

⁴⁾ Nach den gedruckten „Übersichten“, 1815 ff. — Vgl. Dr. Joh. Valfenholz, Gesch. des Kollegium und Gymnasium Josephinum vom Jahre 1643—1773 im „Schulprogramm“ 1897—1898. — Archiv des Gymn. Josephin.

⁵⁾ Jakob Joseph Wandt, geb. 1. 8. 1780 in Dingelstädt, besuchte das Josephinum, 1805 zum Priester geweiht, Lehrer am Josephinum, 1823 Professor der Dogmatik am Priesterseminar, 1824 Gymnasialdirektor, 1834 Regens des Priesterseminars, 1841—1849 Bischof von Hildesheim. Siehe Bertram, Gesch. des Bistums Hildesheim, 3. Bd. (1925), S. 256ff.

Joseph Renke, geb. im Mai 1793 in Bisperode, kam 1804 auf das Josephinum, absolvierte hier seine Gymnasial- und theologischen Studien, trat 1815 als Lehrer am Gymnasium ein, empfing 1817 die Priesterweihe, erteilte bereits von 1818/19 an abwechselnd in den beiden oberen rhetorischen Klassen den gesamten Unterricht. Von 1823/24 an war er Lehrer der deutschen Literatur und der Geschichte in der unteren philosophischen Klasse (Logica) und in den beiden rhetorischen Klassen. Am 17. 8. 1825 hielt Renke bei den Beisetzungsfeierlichkeiten des letzten Fürstbischofs Franz Egon die Gedächtnispredigt. 1828/29 wurde er Domprediger, 1829 Domvikar, 1830/31 Professor für Kirchengeschichte am Priesterseminar. Als er 1832 zum Direktor des Gymnasiums bestimmt wurde, unternahm er während eines halbjährigen Urlaubs eine große „pädagogische“ Reise, um die besten deutschen Gymnasien kennenzulernen. Im Herbst 1832 übernahm er das Direktorat und das Ordinariat in der Oberprima. November 1834 wurde er Domkapitular, 1841 (nach dem Tode des Präses Lüsken) Präses des Kollegiums. 1850 wurde ihm auf seinen Antrag Prof. Joseph Godehard Müller cum spe succedendi adjungiert; Renke blieb noch 16 Jahre an der Anstalt tätig und trat, fast erblindet, 1866 in den Ruhestand; er blieb noch Präses des Kollegiums. Er starb am Karfreitag am 31. März 1877 und wurde auf dem St. Annenfriedhof bestattet. Auch Renkes Ahnen waren, wie die von Leunis eingewanderte Blumen. (Vgl. Gymnasial-Programm 1876/77). — Renke war Leunis' Lehrer, dann Vorgesetzter und Freund bis zum Lebensende. — Schon 1844 hatte Leunis auch ein Exemplar seiner Synopsis der Zoologie (1844) durch eigenhändige Dedikation „seinem früheren Lehrer aus Liebe und Dankbarkeit“ überreicht (Exemplar jetzt in der Gymnasialbibliothek. —

Professor Joseph Pagel, am 19. 5. 1791 in Hildesheim geboren, absolvierte seine sämtlichen Studien am Josephinum und der angeschlossenen theologischen Lehranstalt, empfing 1814 die Priesterweihe und wurde 1815 Professor am Josephinum. 1835 wurde er Domvikar und Bibliothekar an der Beverina, war seit Oktober 1834 auch Hilfslehrer an der neugegründeten philosophisch-theologischen Lehranstalt im Priesterseminar, wurde 1851 Domkapitular; gab mit Schluß des Schuljahres 1861/62 den Unterricht am Gymnasium auf; starb an Altersschwäche am 17. 5. 1865 und wurde auf dem Annenfriedhof bestattet. (Vgl. Bertram, Bischöfe von Hildesheim. 338.)

⁶⁾ „Der Thesen“ war im Sprachgebrauch der alten Josephiner das Verzeichnis der Plätze, welche die Schüler bei den Klausurarbeiten („Kompositionen“) pro loco erhielten; die Zahl der Plätze richtete sich nach der Zahl der Schüler und betrug in den unteren Klassen bis 12, in den oberen bis 6. Diese Plätze wurden im Schulprogramm (bis 1903) bekannt gegeben. Schüler, die Arbeiten von geringerem Werte lieferten, kamen nicht „auf den Thesen“. Bei der Klausurarbeit für die Prämienverteilung am Schuljahreschluß wurde die beste Arbeit mit dem „Prämium“, das in einem wertvollen Buche mit einem besonderen Eintrag bestand, belohnt. Die nächstfolgenden besten Schüler erhielten als „Accessiten“ besonderes öffentliches Lob.

Leunis „Thesen“ in den drei grammatischen Klassen:

Fach:	Religion	Deutsch-Latein	Latein-Deutsch	Arithmetik	Gesch. u. Geogr.	Griech.
1815/16 in der Infima, 30 Schüler, 10 Plätze	1. 2.	7. 8. 9.	5. 5.	4. 5. 5.	2.	5. 6.
1816/17 in der Sekunda, 20 Schüler, 9 Plätze	1. 2.	6. 8. 8. 8.	1. 5.	1. 8.	—	3. 5. 8.
1817/18 in der Tertia, 24 Schüler, 8 Plätze	2.	2. 3. 3.	4.	2. 3.	7.	3. 4.

Für die beiden rhetorischen Klassen gab es damals keinen „Thesen“ mehr.

Bei den „Prämienverteilungen“ erhielt Leunis

1816 in der Infima das Prämium in der Religion und wurde 1. Accessit in der Arithmetik,

1917 in der Sekunda wurde er 3. Accessit in der Religion und 1. Accessit in der Arithmetik,

1818 in der Tertia 1. Accessit in der Religion und 3. Accessit in der Arithmetik,

1819 in der Poetica wurde er 2. Accessit im deutschen Aufsatz und 1. in der Mathematik,

1820 in der Rhetorica erhielt er das Prämium in der Religion, das 2. Prämium in der Mathematik, wurde 1. Accessit in der lateinischen Rede, 2. Accessit in der deutschen Rede und 4. in Geschichte.

⁷⁾ Die Zensuren-Tabelle“ für Leunis lautet: Ingenium 2 (von 20 Schülern erhielten 8 ein „1“, die übrigen eine „2“); Pietas: 1 (wie alle übrigen); Assiduitas: 1 (wie 16 andere); Diligentia: 1 (10 : 1, 10 : 2); Profectus: 1 (6 : 1, 14 : 2).

⁸⁾ Mittwochblatt 1849, Nr. 22, Beiträge zur Geschichte Hildesheim. Stiftungen: Bischöfl. Gymnasium Josephinum.

⁹⁾ Dr. L. Kellner, Lebensblätter, Freiburg i. B. (1897), 25. Kellner bemerkt (17) auch, daß die Schüler hier in Hildesheim für Kost und Logis in anständigen Familien jährlich 200 Mark zahlten. Das wird auch für Leunis zutreffen. Auf die Worte dankbarster Anerkennung, die Kellner seinem einstigen Lehrer Leunis widmet, kommen wir später zurück. — Die „Blauen Mäntel“ kamen, so heißt es 1849 im Mittwochblatt (Nr. 23, S. 183f.) allmählich (seit 1835) außer Gebrauch. Freilich machte sich auch hier der Unterschied zwischen den divites und pauperes geltend: Die reicheren Schüler trugen feinere Tuchmäntel als die armen, und in ganz alten fürbischöflichen Zeiten hatten die Pagen, die zugleich das Josephinum besuchten, Scharlach-Mäntel getragen. — Klassenmüßen gab's noch nicht; wann sie eingeführt sind, läßt sich nicht feststellen. Es sei bemerkt, daß bis Mitte der 80er Jahre

des vorigen Jahrhunderts die einzelnen Klassen sich Farbe und Form selbst auswählten, seitdem aber die heutigen Farben konstant sind.

¹⁰⁾ Karl Lorenz Grube, Johannes Leunis nach seinem Leben und Wirken (Hannover 1876), 2—6.

¹¹⁾ Über Link-Cramer vgl. meinen Beitrag „Zur Literatur über die Flora von Hildesheim“, Mitt. aus dem Roemer-Museum, Nr. 27 (1927), 4f. Dasselbst werden (S. 5) auch zwei weitere angesehene Botaniker genannt, die aus unserer Heimat stammen: Prof. Dr. Heinrich Schrader, geb. 1767 in Alfeld, 1797—1802 Hildesheim. Fürstbischöflicher Medizinalrat, von 1802 Prof. in Göttingen, † 1836; und Johann Friedrich Ruthe, geb. 1788 in Egenstedt, Schüler des Josephinum, seit 1825 Lehrer in Berlin, † 1859. — Vgl. Allg. Deutsche Biographie, Bd. 18 (Link), Bd. 30 (Ruthe), Bd. 32 (Schrader).

¹²⁾ Grube, a. a. O. S. 6. — In dem später zu erwähnenden Nekrologe der Leopoldina heißt es: „In der Nähe von Hildesheim lebte damals ein alter Pfarrer, der ein Herbarium und eine Schmetterlingsammlung hatte. Es war Leunis größte Freude, diesen besuchen und seine Bücher und Sammlungen benutzen zu dürfen. Er fing selbst an zu sammeln und liebte es, Tiere in Käfigen zu halten und zu beobachten.“ — Diese Angabe dürfte nur eine verblasste und entstellte Erinnerung von der durch Grube verbürgten und sachlich begründeten Mitteilung über de la Tour sein.

¹³⁾ Franz Coelestin Freiherr von Veroldingen (geb. 8. (andere Angaben 11.) 10. 1740 zu St. Gallen, 1765 Domkapitular in Hildesheim, 1791 Domizellar in Osnabrück, Archidiacon zu Elze, Obdientiarus zu Wallshausen, gest. 8. 3. 1798 in Wallshausen, nach 12jähriger Krankheit: „miser valetudinarius, viribus omnibus exhaustus, pelle et ossibus tantum constans“ (Lib. def. von Itzum), begraben auf dem Itzumer Friedhof, gemäß seiner letztwilligen Anordnung, war Autodidakt in der Mineralogie und Geognosie; schrieb zahlreiche Schriften, die, „mit vielem Geist geschrieben“, „ganz das Gepräge der inneren Fortbildung eines Lernenden mit all den Schwächen des Unfertigen und der Einseitigkeit an sich tragen“. (So Gumbel in Allg. Deutsche Biogr. 2. Bd. (1875), 506 f.) — Zu Lebzeiten genoß er den Ruf eines hervorragenden Gelehrten, besonders in der Mineralogie, Chemie und Physik. Cramer (Physische Briefe, 14ff.) rühmt sein ausgebreitetes Wissen und nennt seine Naturaliensammlung eine der reichlichsten, die er im Vaterlande gesehen habe. Mit dem Freiherrn von Stein war Veroldingen befreundet. Friedrich Ehrhart, der größte Botaniker Hannovers, widmet ihm den fünften Band seiner bekannten „Beiträge zur Naturkunde“ (1790). — Es ist anzunehmen, daß Teile seiner Sammlungen in den Besitz de la Tours übergegangen sind und von hier in den Besitz Leunis' kamen.

¹⁴⁾ Spiel-Spangenberg, Neues Vaterland. Archiv, 1829, IV, 162ff. — Nach dem Taufregister in Peine ist Franz Leopold Arnold de la Tour getauft am 16. 10. 1754; daher ist das von Spiel-Spangenberg angenommene Geburtsjahr (1755) falsch. Als Abhandlung aus der Feder de la Tours finde ich angezeigt: Beschreibung eines neu entdeckten Kalzedons und Kalzedonit nahe bei Hildesheim (Magazin naturf. Freunde V, 406—409. Vgl. Aug. Grebe, Auf Hildesheim'schen Boden (Hildesh., v. J.) S. 140ff.: Die Entdeckung eines Chalcedon-Dnyr-Lagers bei Hildesheim.

Ein Bruder des Franz Leopold war Ferdinand Wilhelm de la Tour, geb. 28. 1. 1762 in Peine, 1786 zum Priester geweiht, 1806 Bibliothekar an der Beverina und Rechnungsführer, † 9. 12. 1826. (Vaterland. Archiv, 1827, 303 f.)

¹⁵⁾ Allg. Ztg. u. Anz. (Gerstenberg) Nr. 28 und 29 vom 5. 3. 1830, Nr. 96 vom 11. 8. 1835. —

Cramer (Physf. Briefe, 17 u. 19) nennt außer de la Tour auch den Domkapitular Franz Wilhelm Freiherr von Wendt (geb. 6. 2. 1757, † 17. 6. 1804) als Besitzer eines „Papilionen- und Insektenkabinetts“; ferner dem Domscholaster Engelbert Maria Anton Freiherrn von Webe (1770 Domkapitular, 1790 Domscholaster, Dompropst und Archidiacon zu Münster, † 12. 9. 1808) als Besitzer einer Sammlung ausge-

stopfrier einheimischer und ausländischer Vögel. — Auch Dr. Wilh. Bachsmuth, Gesch. von Hochstift und Stadt Hildesheim (1863) 257ff., führt de la Tour und von Brede als Besitzer wertvoller Sammlungen in jener Zeit an und erwähnt ferner eine „ausgezeichnete Schmetterlingsammlung des Kaufmanns Dröge“, der bereits als Subskribent auf Cramers Physische Briefe erscheint. Überhaupt zeigt dieses den „Briefen“ vorgedruckte Verzeichnis „Der Herren Prämuneranten“ den Kreis aller für die heimische Naturkunde damals Interessierten. —

¹⁶⁾ Siehe meine Schrift: August Schlaüter und zeitgenöss. Botaniker. Mitt. aus dem Roemer-Museum, Nr. 40 (1936), 18.

¹⁷⁾ Daselbst: S. 16ff.

¹⁸⁾ Daselbst: S. 5—7.

¹⁹⁾ Grube, S. 5.

²⁰⁾ Vorrede zu seiner Synopsis der Pflanzenkunde (1847). — Friedrich Ehrhart (Beiträge zur Naturkunde (1787) I 45) spottet einmal über die „Stubenbotanisten, die vormittags ins Tintenfaß, nachmittags in das Weinglas sehen.“ —

²¹⁾ Nach der Schulordnung von 1797 hatten die Klassenlehrer in ihren Klassen am Montag, Mittwoch, Freitag und Sonnabend vormittags von 8—10, nachmittags von 1½—3 Uhr Unterricht zu erteilen. In den vier unteren Klassen hatten besondere „Präzeptoren“ die „Silentien“, d. h. besondere Arbeitsstunden mit besonderen Aufgaben zu überwachen und zwar an den genannten vier Tagen vormittags von 10½—11½ und nachmittags von 4—6 Uhr, im Sommer von 5—6½ Uhr. Nach dem 14. April war auch bereits früh von 5—6½ Uhr privates Studium vorgeschrieben, ausgenommen an Sonn- und Festtagen. Am Dienstag und Donnerstag war Unterricht in den drei unteren grammatischen Klassen von 8—9 Uhr, in den oberen rhetorischen Klassen von 8—10 Uhr; darauf war frei. Im Sommer, d. h. von Ostern bis zu dem Schluß des Schuljahres in den letzten Tagen des August war der Donnerstag ganz frei. — Die Neuregelung von 1830 brachte 4 Stunden Unterricht am Vormittage und 2 Stunden am Nachmittage; dann folgten die Silentien. 1834/35 wurde der im Sommerhalbjahr ganz freie Donnerstag aufgehoben; es blieben die 2 freien Nachmittage am Dienstag und Donnerstag. Zum Ersatz der aufgehobenen freien Donnerstage gab es acht Tage Osterferien. (Blumenberg, handschr. Chronik des Gymn. Josephinum.)

²²⁾ Vgl. auch Otto Gerland, Was uns der Galgenberg erzählt in „Alt-Hildesheim“, Heft 3 (1921) und Bauer, Neueste Gesch. von Hildesheim (1912).

²³⁾ Die 6 Stadttore wurden Mai bis August um 10 Uhr, April u. September um 9 Uhr, März und Oktober um 8 Uhr, Februar und November um 7 Uhr und Januar und Dezember um 6 Uhr gesperrt. (Adreßbuch 1827.)

²⁴⁾ Dr. Kössig, Veränderungen in der Hildesheimer Flora seit 1792, in „Unsere Dörfer“ I (1927) 2. Heft, 9ff.

III.

Leunis wird Priester und Dompfarr.

Während Leunis' Gymnasialzeit bestand noch in Hildesheim am Dammter (Dammstraße 22) das „Johanneshaus“, ein Alumnatshaus, bestimmt zur Aufnahme von etwa 12 Zöglingen, die das Josephinum besuchten und zu Hause der Leitung eines Präzeptors unterstanden. Als es 1652 begründet wurde, um gemäß den Weisungen des Konzils von Trient auch in unserer Diözese ein ausreichendes Seminar für die Kandidaten des geistlichen Standes zu errichten, war es besonders der wohlthätige Caspar Leonis, Propst des Magdalenenklosters und Kanonikus zu St. Moritz, gewesen, der die Bau- und Einrichtungskosten bestritten hatte.¹⁾

Hätte unser Leunis gleich von Anfang an, da er auf das Josephinum kam, die Absicht gehabt, sich dem geistlichen Stande zu widmen, so hätte es für die Eltern, die doch einfache, unvermögende Landleute waren, gewiß nahegelegen, den Sohn, wenn möglich, dem Alumnatshause zuzuführen und so die Ausgabe von etwa 70 Talern jährlich, die die private Unterbringung in jener Zeit kostete, zu ersparen. Das geschah nicht; unser Leunis wohnte stets als Schüler in einer bürgerlichen Familie²⁾. Er sollte und wollte, wie er selbst in seiner bereits erwähnten Autobiographie schreibt, Kaufmann werden und empfand es daher schmerzlich, daß auf dem humanistischen Josephinum gerade jene Wissenschaften, die ihm als künftigen Kaufmann nützig waren, gar nicht oder nur oberflächlich gelehrt wurden³⁾.

Wenn er sich gleichwohl nach Absolvierung der Gymnasialklassen zum Studium der Theologie entschloß, so wird man nicht mit der Annahme fehlgehen, daß das vorbildliche Leben und Arbeiten seines Lehrers Kenke, mit dem er für sein ferneres Leben in dankbarer Hochachtung und aufrichtiger Freundschaft verbunden blieb, maßgebend und entscheidend auf ihn eingewirkt hat, sich dem geistlichen Stande und dem Lehrfach zu widmen. Damit war für ihn der weitere Studiengang gegeben: er verblieb hier in Hildesheim, wo sich am Gymnasium nach der alten, aus der Zeit der Jesuiten herstammenden Ordnung an den fünfjährigen Gymnasialkursus für die Theologen zunächst ein zweijähriges Studium der Philosophie, Mathematik und Physik anschloß. Vier Professoren hielten die Vorlesungen. Dem Studium der Philosophie folgte dann das dreijährige Studium der Theologie. Wieder waren es seit 1773/4 vier Professoren, die die Vorlesungen hielten; zwei von ihnen wurden von den Benediktinern von St. Michael und St.

Godehard bestellt und unterhalten. Es erübrigt sich, im einzelnen auf den vorgeschriebenen Lehrplan¹⁾ einzugehen. Als besondere beachtenswerte Veranstaltungen während des Studiums erscheinen die feierlichen Disputationen, die für die Philosophen wie für die Theologen üblich waren und in der großen Aula abgehalten wurden. Von einzelnen Disputationen liegen uns noch die gedruckten „Thesen“ vor, die von den Studierenden öffentlich in lateinischer Sprache verteidigt wurden; die letzten stammen aus dem Jahre 1813, wo am 26. April drei Hörer des Kirchenrechts, nämlich die Seminaristen Caspar Ringe, Joseph Pagel und Joseph Renke unter dem Vorsitz ihres Kirchenrechtsprofessors Hieronymus Lemoin 36 Thesen aus dem Kirchenrecht verteidigten. Dieselben Seminaristen, außerdem noch die beiden Seminaristen Heinrich Engelhardt und Alexander Stratmann, verteidigten am 5. Juli desselben Jahres unter dem Vorsitz des Prof. Engelbert Wegesin 24 ausgewählte Thesen aus der allgemeinen Dogmatik und am 2. August unter dem Vorsitz des Prof. Bombicker 40 Thesen aus der Pastoraltheologie. Wenn auch aus der Zeit nach 1813 gedruckte Thesen solcher Disputationen uns nicht mehr vorliegen, so ist doch nicht anzunehmen, daß sie mit diesem Jahre ihr Ende gefunden haben. Bei dem streng konservativen Geiste, der unter dem damaligen Präses Lüsken den gesamten Unterrichtsbetrieb beherrschte, ist die Annahme berechtigt, daß diese Disputationen auch noch zu Leunis Zeiten gehalten sind.

Der abschließenden praktischen Ausbildung der Theologen diente vor allem das Seminar.

Das Hildesheimer „Seminarium Episcopale“ war 1780 aus dem Fonds der 1777 aufgehobenen Kartaus gestiftet; im November dieses Jahres waren die beiden ersten Seminaristen aufgenommen. 1790/91 erfolgte eine Neuordnung: die Seminaristen erhielten abgesonderte Wohnungen im nördöstlichen Flügel der Gymnasialgemeinde am Hütendahl, und getrennten Tisch, ein besonderes Studierzimmer und unterstanden einem Präses, dessen Wohnung gleichfalls in diesem Flügel lag. Gleichzeitig wurde eine besondere Professur für Pastoraltheologie errichtet. Im Oktober 1790 traten 6 Theologen in das Seminar ein, Platz bot es für 12.

Recht einfach und bescheiden waren die gesamten Einrichtungen. So wurden erst im Herbst 1809 die Wohnungen der Professoren mit Öfen versehen, so daß nunmehr jeder eine heizbare Stube und eine Kammer hatte, während sie vorher während des Winters in einem Zimmer beisammen wohnten, in dem jeder ein „Kabinett“ oder „Loculamentum“ hatte. Erst 1823/24 erhielt der Hörsaal der Theologen einen Ofen, während „die Philosophie sich noch immer am eigenen Feuer wärmen mußte“²⁾, bis auch sie 1830 endlich einen Ofen erhielt.

Die Leitung des Kollegs wie der gesamten, Gymnasium, philosophisch-theologische Lehranstalt und Priesterseminar umfassenden Einrichtung lag einheitlich in der Hand des „Präses“. Erst als 1830 die Neuordnung des gymnastischen Unterrichtswesens erfolgte, trat auch eine Trennung der Anstalten und ihrer Bildung ein, und es wurde die philosophisch-theologische Lehranstalt mit dem Priesterseminar in das frühere Kapuzinerkloster, den „Lüchtenhof“ im Vorderen Brühl, verlegt (am 30. September 1834).

Leunis hat seine gesamte philosophische und theologische Ausbildung noch im alten Josephinum erhalten. Hier begann er im Oktober 1820 das Studium der Philosophie. Seine Lehrer waren in den beiden philosophischen Jahren die Professoren Präses Lüsken, der Rector des Josephinums in der Westfälischen Zeit, Jakob Wandt, der spätere Bischof von Hildesheim, Heinrich Bruns und Friedrich Schröder; im zweiten Studienjahre trat an die Stelle des Prof. Bruns, der wegen Alters und Krankheit seine Lehrtätigkeit aufgeben mußte, der am Gymnasium tätige Professor der Mathematik Edmund Blumenberg⁶⁾.

Es folgten von 1822 die drei Jahre der theologischen Studien. Die Vorlesungen wurden gehalten von den Professoren von Everbrock, Lemoin, Bombicker und Wandt⁷⁾.

Bereits nach einem Jahre theologischer Studien, im Herbst 1823, bat Leunis um Aufnahme in das Seminar und fügte seinem Gesuche die Zeugnisse seiner Professoren bei. Lemoin bestätigte ihm, daß er die kirchengeschichtlichen und kirchenrechtlichen Vorlesungen „maxima mentis advertentia“ gehört und im Examen „profectum et fructum quem ex indefessa sua sibi adquisivit diligentia“ bewiesen habe. Bombicker bescheinigte ihm, daß er die Vorlesungen in der Moralthologie „continuo et cum fructu“ besucht habe, van Everbrock, daß er im Examen „valde bene satisfecit“.

So zog Leunis zu Beginn des Schuljahres 1823/24 als Seminarist in das Josephinum ein, das ihm freie Wohnung und freie Verpflegung bot.

Sicher in der Seminarzeit und wahrscheinlich schon im Jahre zuvor hatte Leunis die Stelle eines „Präzeptors“, der die „Silentien“ der unteren Klassen zu überwachen hatte⁸⁾. Diese Stellung war auch mit einer Einnahme verbunden, so daß sich nun die drückende Lage unseres Leunis doch wesentlich besserte und ihm auch der Erwerb naturwissenschaftlicher Werke möglich war.

Im dritten theologischen und zweiten Seminarjahr, also bereits vor Abschluß der theologischen Studien und vor dem Empfang der Priesterweihe, erscheint Leunis schon als Professor der untersten grammatischen Klasse. Im Herbst 1824 begann er seine Lehrtätigkeit, die erst mit seinem Tode am 30. April 1873 enden sollte.

Es mag hier ein Überblick über den Umfang und die Frequenz des alten Josephinums in diesem für das Leben und Wirken unseres Prof. Leunis entscheidenden Jahre 1824/25 eingeschaltet werden:

„Praeses domus et templi“, wie „Praeses seminarii“, also Präses des Kollegs und Seminarregens, war Lüsken; „praefectus gymnasii“, also Gymnasialdirektor, war Wandt. Dozenten der Theologie waren Lemoir († 18. 1. 1825), an dessen Stelle Becky trat, Bombicker und Wandt; Dozenten der Philosophie Pagel, Schröder, Blumenberg und Renke. Das Kolleg stellte den Sonntagsprediger im Dom in Prof. Lemoir, dem nach dessen Tode der P. Devis folgte. In den beiden oberen rhetorischen Klassen waren Wedekind und Wiederholt Klassenlehrer und Renke Fachlehrer in Geschichte; in den drei unteren Klassen erteilten die Klassenlehrer Koch, Wagener und Leunis den gesamten Unterricht. Ferner waren ein Lehrer der französischen Sprache (Pillan) und ein „Schreibmeister“ Meyer angestellt.

Das Priesterseminar bot — einschließlich Leunis — 12 Alumnus ein Heim, von denen 3 im vierten theologischen Studienjahre, 6 im dritten und 2 im zweiten standen. Dazu kamen als externi auditores, d. h. außerhalb des Seminars wohnende Theologen, 19, von denen 14 im zweiten Studienjahre standen; neu begannen das Studium 8 Externi. Manche der Theologen gehörten nach Osnabrück.

Die beiden philosophischen Jahrgänge zählten 13 und 16, insgesamt 29 Hörer. Nicht alle waren wohl entschlossen, Theologie zu studieren; häufig absolvierten jene, die sich weiteren Universitätsstudien widmen wollten, zuvor noch wenigstens die untere philosophische Klasse.

Die eigentlichen Gymnasialklassen wiesen 15 Rhetores, 26 Humanistae, 26 Syntaxistae, 36 Secundani, und 46 Infimistae, insgesamt 151 Schüler auf.

Durchliest man die Namensverzeichnisse der einzelnen Klassen, so begegnet man in den allermeisten Fällen Namen, die uns heute noch, insbesondere aus dem Stifte und vom Eichsfelde, vertraut sind. —

*

Im Schuljahr 1825/26 wurde Leunis Professor der zweiten grammatischen Klasse und 1826/27 der dritten Klasse. Trotz der mannigfachen Tätigkeit, die ihm als Klassenlehrer oblag, mußte er seine theologischen Studien fortsetzen. Sie fanden ihren Abschluß in dem schriftlichen und mündlichen Examen, dem er sich im Februar 1826 unterzog. Das schriftliche Examen umfaßte Dogmatik, Moral und Kirchenrecht, und die noch vorliegenden Arbeiten zeichnen sich durch Übersichtlichkeit, Klarheit und Kürze aus.

Wegen Empfangs der Priesterweihe mußten Leunis und die übrigen Weihesakandidaten, da seit dem Tode des Fürstbischöfs Franz Egon († 11. 8. 1825) der hiesige Bischöfliche Stuhl vakant war und wegen der Ausführung

der Circumscriptionsbulle Impensa Romanorum pontificum eine Neubesetzung nicht in nächster Aussicht stand, sich nach Rom wenden und bitten, sich die Weihen von einem anderen Bischof erteilen lassen zu dürfen.

Die in Rom am 9. 8. 1826 ausgefertigte Genehmigungsurkunde ging dem hiesigen Generalvikariat unterm 21. 9. 1826 durch Vermittlung des Großbritannisch-Hannoverschen Kabinettsministerium zu, aber mit dem Hinzufügen:

„Übrigens ist uns bei dieser Gelegenheit die vom Generalvikariat verlegte Ordnung in Ansehung der Korrespondenz mit dem päpstlichen Stuhle bemerklieh geworden, und sehen wir uns veranlaßt, dem Generalvikariate unsere Mißbilligung zu erkennen zu geben. Um so mehr erwarten wir aber, daß für die Folge unserer Verfügung vom 10. Oktober 1825 pünktlich nachgekommen wird.“

Aus dieser Auffassung spricht derselbe Geist maßloser staatlicher Kirchenheheitsansprüche, der die jahrelangen Verhandlungen zwischen Rom und Hannover wegen Abschluß eines Konkordates scheitern und es nur zu der bekannten Circumscriptionsbulle von 1824 kommen ließ⁹⁾.

Das Generalvikariat antwortete (am 5. 10. 1826) kurz, daß sich sein Vorgehen auf die Weisung des päpstlichen Stuhles stütze.

Zur Spendung der Priesterweihe an die Hildesheimer Ordinanden hatte sich der Weihbischof Dammers in Paderborn für den 23. September 1826 bereit erklärt. Daher reisten die vier Ordinanden, unter ihnen unser Leunis, am 19. September in einem Mietsfuhrwerke ab. Als sie aber in Paderborn ankamen, war der Weihbischof in bischöflichen Funktionen abwesend, und sie mußten bis zu seiner Rückkehr warten. So fanden die heiligen Weihen erst am 5. 7. und 9. Oktober statt, und am 11. Oktober trafen die Ordinierten in ihrem Fuhrwerk wieder in Hildesheim ein.

Die Kosten dieser Reise in der Höhe von 95 Talern wurden auf Antrag des Generalvikariats nach mehrfachem Briefwechsel von der Hauptlosterkasse in Hannover übernommen. —

Als nach der Aufhebung des Jesuitenordens (1773) die Neuordnung des Kollegs und des Gymnasiums erfolgte, waren die meisten im Lehrfach stehenden Patres als Weltgeistliche und als Professoren am Gymnasium weiter verblieben. Das „Collegium“ suchte konservativ den guten Geist in dem gemeinschaftlichen Leben, wie in der gesamten Unterrichtstätigkeit zu erhalten. Fromme Stiftungen sicherten den Fortbestand der Anstalt und ermöglichten vor allem den völlig schulgeldfreien Unterricht; ärmere Schüler erhielten, wenn sie nicht in dem schon erwähnten Johanneshaufe Aufnahme fanden, besondere Unterstüzungen, freie Bücher und selbst Kleidungsstücke. So war das Studium auf dem Josephinum kein Vorrecht der Reichen; der Geist echt christ-

licher Volksgemeinschaft öffnete auch den Söhnen einfacher und bedürftiger Familien das Tor zum Studium.

Eine natürliche Folge dieser besonderen Vergünstigungen für die Schüler war freilich auch, daß die Gehaltsbezüge, die doch für die Weltgeistlichen notwendig eingeführt wurden, äußerst bescheiden waren. Es trat nun auch nicht mehr, wie es früher der Fall gewesen war, die Kollegkasse für die Beschaffung der literarischen Hilfsmittel ein; es war vielmehr jedem einzelnen überlassen, auf eigene Kosten sich die neuesten Erscheinungen auf dem ihn interessierenden und für seine Lehrfächer notwendigen Gebiete zu beschaffen. So mußte das äußerst geringe Bargehaltseinkommen recht bitter empfunden werden.

Die Einführung des Schulgeldes 1832/3 änderte zunächst nichts an der finanziellen Lage unserer Professoren, ja sie brachte sogar zunächst eine erhebliche Minderung des Einkommens; denn nun mußten die bisher üblichen Geschenke zu den Namenstagen, die etwa auf 30 Taler geschätzt wurden, in Wegfall kommen.

Auch Leunis hatte in den ersten Jahrzehnten seiner Lehrtätigkeit neben der freien Wohnung und Verpflegung, die mit 200 Talern bewertet wurden, ein sehr geringes Bareinkommen. Andererseits waren gerade seine Ausgaben für die Erweiterung seiner naturwissenschaftlichen Sammlungen und für die Anschaffung der allzeit sehr teuern naturwissenschaftlichen Literatur sehr groß, so daß seine wiederholte Klage über drückende Schulden in seinen Bittgesuchen um Zulagen begreiflich ist. Als er so 1836, nach einer zwölfjährigen Tätigkeit im Lehrfache, um eine Erhöhung bat, berichtete sein Direktor, daß Leunis an Gehalt insgesamt 198 Taler (60 Taler Gold, 50 Taler Courant und 88 Taler Conv.-Münze) erhalte. So wurde ihm eine Zulage von 30 Talern bewilligt, freilich mit der Auflage, daß er dafür eine entsprechende Menge von passenden und für den Schulunterricht erforderlichen Naturalien aussondere und der Schule als Eigentum überweisen wolle. Fast alljährlich wiederholte sich fortan diese Zulage, oft auch in der Höhe von 50 Taler. Und doch kam Leunis, trotz größter Sparsamkeit und Einschränkung, nicht aus den Sorgen heraus. Es steigerten sich eben bei dem unausgesetzten Studium der Naturwissenschaften, besonders als er anfang, auch selbst schriftstellerisch tätig zu sein, die Ausgaben für die notwendige Literatur. Manchen anderen geistlichen Professor am Gymnasium wurde in jener Zeit die ärmliche Befoldung Anlaß, das Lehrfach mit der praktischen Seelsorge zu vertauschen, seine Professur niederzulegen und eine Pfarrei oder selbst eine Kaplanei zu übernehmen. Für Leunis konnte diese Auffassung nicht in Betracht kommen, seine Professur nur als Durchgangsstelle zu einer Pfarrei anzusehen. Er hatte seine Lebensaufgabe in dem Studium der Natur erkannt, nahm für seine „Liebe Naturgeschichte“ die größten Opfer auf sich und kam doch in Schulden.

Eine Besserung seiner finanziellen Lage brachte ihm endlich 1844 die Wahl zum Domvikar. Er selbst hatte sich in einem ausführlichen Bittschreiben vom 1. 4. 1844 bei dem Domkapitel um die derzeitig vakante Vikarie beworben. Das Domkapitel beschloß am 11. 4. 1844, drei Kandidaten, unter ihnen Leunis, dem Königl. Ministerium zu präsentieren. Da das Ministerium gegen keinen der drei Kandidaten etwas zu erinnern hatte (Schr. vom 15. 6. 1844), wurde die Wahlhandlung auf den 27. 6. 1844 angesetzt, und Leunis wurde zum Vikar vom Domkapitel gewählt. Das Ministerium in Hannover bestätigte die Wahl und beauftragte den Konsistorialdirektor Schuch, dem neugewählten Vikar Leunis den Huldigungsseid abzunehmen. Der Bischof erteilte die institutio collativa und dispensierte überdies Leunis, in Berücksichtigung seiner Obliegenheiten als Lehrer, für die Dauer der Schulzeit dreimal in der Woche von der Teilnahme am Hauptgottesdienst im Dome. (Schr. vom 22. 7. 1844.)

Die Ernennung zum Domvikar verbesserte Leunis' Verhältnisse, wenigstens gleich er in üblicher Weise auf sein bisheriges Lehrergehalt verzichtete. Die besondere Zulage von 50 Taler blieb ihm. Und doch mußte er 1849 gestehen, daß er, da ihm neue große Ausgaben für seine Sammlungen und für Kupferwerke gerade in Rücksicht auf den Unterricht in den neu eingeführten Realklassen erwachsen seien, noch immer — oder wieder — Schulden habe, und bat um weitere Zulagen. In diesem Bittgesuche bemerkte er, daß er „mehrere günstige Gelegenheiten“, sich „eine bequemere und bessere Stellung zu verschaffen, geradezu abgewiesen habe“¹⁰⁾. Fast regelmäßig erfolgte die Genehmigung, bis dann die allgemeine Regelung der Gehälter der Lehrer am Josephinum auch Leunis eine wesentliche finanzielle Besserstellung brachte. Man versteht Leunis' wiederholte Bitten und Klagen, wenn man beachtet, daß er seine Sammlungen und seine naturwissenschaftlichen Bücher mit 6000 Taler gegen Feuer versichert hatte¹¹⁾. —

Über das priesterliche Leben des Prof. Leunis läßt sich nur sagen, daß er die am Weihealtar wie die als Domvikar übernommenen Pflichten in treuer Gewissenhaftigkeit erfüllt hat. In Rücksicht auf seine umfassende unterrichtliche und schriftstellerische Tätigkeit hatte der Bischof bereits genehmigt, daß Leunis von mancherlei Verpflichtungen, die sonst mit der Stellung des Domvikars verbunden sind, befreit war. Aber eine völlige Aufhebung aller Pflichten konnte diese Vergünstigung nicht bedeuten. Und die ihm verbliebenen Pflichten hat Leunis — das bestätigen bis in unsere Tage die nur noch wenigen, die Leunis noch persönlich kannten — treu und gewissenhaft stets erfüllt.

In der praktischen Seelsorge freilich ist Leunis kaum tätig gewesen. Seine Lebensaufgabe lag auf dem Gebiete der Schule und der Naturwissenschaft.

Freilich hatte einst der alte Präses Lüsken in einem Gutachten für den Bischof die Ansicht geäußert, daß Leunis sich mehr für die Seelsorge als für das Lehrgeschäft eigne, und hatte Bedenken gegen die Aufnahme Leunis' in das „Collegium“ getragen. Aber der Bischof Franz Egon war anderer Ansicht, ernannte den jungen Theologen zum Professor und verfügte seine Aufnahme in das Kollegium. So konnte Leunis sein Lebenswerk beginnen und die vom Schöpfer ihm verliehenen besonderen Anlagen pflegen und entfalten, um zugleich Priester und Naturwissenschaftler zu sein. Daß er beides gewesen, bestätigt uns einer seiner letzten, heute noch lebenden Schüler, der als der bedeutendste und hervorragendste unter den vielen Hunderten seiner Schüler anzusehen ist: der Kardinal Vertram, der in seiner „Geschichte des Bistums Hildesheim“ (III. Bd. 1925, 386f.) auf Leunis' wissenschaftliche Bedeutung hinweist, ihn „zu den schönsten Zierden des Domklerus“ rechnet und in ihm „einen ebenso frommen Priester wie gelehrten Naturforscher“ anerkennt.

Auch sein Biograph Grube¹²⁾ erklärt, daß Leunis „ein frommer und tiefreligiöser Naturforscher“ war. Mit Recht hebt Grube hervor, daß Leunis' Jugend und theologische Ausbildung noch in die „Aufklärungszeit“ mit ihrer religiösen Verflachung und Gleichgültigkeit fiel. Auch an Hildesheim war diese Zeit nicht spurlos vorübergegangen. Bezeichnend ist es z. B., daß in die 1762 hier begründete Freimaurerloge „Pforte zur Ewigkeit“ trotz eines besonderen Verbotes des Fürstbischofs Friedrich Wilhelm (1775) auch fürstbischöfliche Beamte und katholische Geistliche, selbst Kanoniker des Domstiftes, eintraten¹³⁾. Es galten die Logen damals vielfach als Vereinigungen der „besseren, gebildeten Gesellschaft“, in denen „Humanität“, „Aufklärung“ und „Toleranz“ gepflegt wurde. Demgegenüber herrschte doch in der theologischen Lehranstalt hier in Hildesheim glücklicherweise der rechte kirchliche Geist; man braucht nur die bereits erwähnten Dozenten sich zu vergegenwärtigen: den greisen Präses Lüsken, die Patres der Gesellschaft Jesu Everbroeck, Beckx und Devis, den früheren Franziskaner Bombick; ferner Renke und Wandt und die übrigen Dozenten aus der eigenen Diözese. Sie alle, in deren Hände der ehrwürdige Fürstbischof Franz Egon die Erziehung und Ausbildung des Klerus gelegt hatte, boten die sichere Gewähr, daß hier in der theologischen Lehranstalt und im Priesterseminar nur die „gesunde Lehre“ geboten wurde. So mochten Leunis' Jugendjahre zeitlich noch der „Aufklärung“ nahestehen, er selbst, wie überhaupt der Hildesheimer Klerus, stand auf dem sicheren Boden der kirchlichen Lehre.

Noch weniger ist unserm Leunis das Studium der Natur zur Klippe für sein religiöses und priesterliches Leben geworden. Ihm ist dieses Studium das Streben, immer tiefer in die Wunder der göttlichen Weisheit und Allmacht einzudringen. Daher gibt er seinem Hauptwerke, der „Synopsis der

Naturgeschichte des Tierreichs" (2. Auflage, 1860), das Psalmistenwort zum Geleit:

„Quam magnificata sunt opera tua Domine,
Vir insipiens non cognoscet et stultus non intelliget haec.“

„Wie groß sind deine Werke, Herr!

Der Unverständige erfährt es nicht, der Tor sieht es nicht ein.“

(Ps. 91, 6—7).

Und in der Einleitung der „Synopsis“, wo er über den Nutzen der Naturgeschichte sich ausläßt, führt er aus:

„Die Naturgeschichte leitet uns überall auf die Grundursachen der Erscheinungen zurück, vertilgt den Aberglauben in vielfacher Gestalt und erfüllt das Gemüt ganz besonders mit der lebendigsten Ahnung von der unermesslichen Weisheit und Allmacht Gottes, welche alle Bewegungen in der Natur leitet, und fordert uns deshalb überall zur Bewunderung und Anbetung auf. Den Einfluß der Naturwissenschaften auf Religion und Moralität wird deshalb niemand leugnen können; nur Männer, in welchen der christliche Sinn schon untergegangen ist, können dem Studium der Naturgeschichte den Vorwurf machen, daß sie den Materialismus begünstige, da außer der Offenbarung durch Christus wohl nichts geeigneter ist, den religiösen Glauben des Menschen zu erhalten, zu erheben und zu festigen, als gerade das Studium der Naturgeschichte . . . Weshalb aber haben die Naturwissenschaften nicht bei allen ohne Ausnahme immer die vorhin gepriesenen Wirkungen hervorgebracht? Beim Studium der Naturgeschichte muß *M a t e r i e* und *G e i s t* gleichzeitig ins Auge gefaßt werden, damit sie zu ihrem würdigsten Ziele führt und sich zu ihrem wahren Charakter und ihrer wahren Würde erhebt. Neben dem wunderbaren Organismus im Tierreiche muß auch dessen Beziehung zum Schöpfer beachtet werden. Dann erscheint uns die Natur als das Werk eines allweisen Gottes, der in der Schöpfung einen schon von vorn herein reifen und unwandelbaren Plan verfolgte und die Natur nach unänderlichen Gesetzen regiert, die er ihr selbst auferlegt hat. Wer indes in der Natur nichts als Organe und deren Einrichtungen sieht, kommt leicht dahin, das Tier nur für eine Verbindung von chemischen und mechanischen Tätigkeiten anzusehen und verfällt so dem Materialismus. Wer auf der anderen Seite überall nur Offenbarungen und Absichten des Schöpfers sehen will, ohne die physikalischen Gesetze zu beachten, kann leicht den Schöpfer mit den Geschöpfen selbst verwechseln.“ —

Auch in den übrigen Werken kommt Leunis, wie auch später erwähnt werden soll, oft auf den Grundgedanken zurück, daß die sichtbare Natur das von dem Schöpfer aufgeschlagene Buch ist, in dem wir von den Werken seiner Weisheit und Allmacht lesen können. Für ihn gab es keinen Wider-

spruch zwischen Wissen und Glauben. Er blieb der tiefgläubige Priester, auch da er als Naturforscher auf der Höhe des Ruhmes stand. —

Und als letzter und doch beachtenswerter Zeuge für das tiefgläubige Denken und Leben unseres Professors sei eins seiner Gebetbücher genannt, das heute noch pietätvoll in den Familien seiner Angehörigen als kostbares Kleinod aufbewahrt wird. Es handelt sich um das „Katholische Gebet- und Gesangbuch“, das der hochgeachtete Professor der Kirchengeschichte, Prof. Dr. Johannes Mzog, (von 1845 bis 1853 hier in Hildesheim Domkapitular, Professor und zuletzt Regens am Priesterseminar), im Jahre 1850 herausgegeben hat¹⁾. Mzog widmete sein Gebetbuch, für das er Missale und Brevier, Kirchenväter und Asketen herangezogen hatte, „den Kandidaten der Theologie und den Alumnen der Klerikalseminarien“. Leunis' Exemplar, deutlich durch doppelten Stempeldruck, wie alle seine Bücher, gekennzeichnet, weist nun auch als handschriftlich gemachte stenographische Eintragungen auf: ein Abendgebet, verschiedene Lebensregeln, ein paar Gedanken über die Menschenseele und das Altarssakrament. Den Schluß bildet in seinen charakteristischen Schriftzügen die Absolutionsformel, die der Priester bei der Spendung des Bußsakramentes zu sprechen hat. Wie mancher Priester, so mag auch Leunis in äußerster Vorsicht für den Fall, daß plötzlich das Gedächtnis einmal versagen sollte, sie in das zumeist benutzte Gebetbuch eingeschrieben haben. —

Auf seinem Grabe im St. Annenfriedhof erhebt sich mit Recht das Kreuz, das Zeichen der Erlösung. Unter ihm ruht die sterbliche Hülle dessen, der als Priester und Naturforscher den Gefreuzigten bekannte.

¹⁾ Vgl. Bertram, Gesch. des Bistums Hildesheim, III. Bd. (1925), 58f. und 246. Der genannte Gründer trägt somit den gleichen Namen wie unser Prof. Leunis; denn das flämische Leunis (gesprochen Lönis) ist aus dem lateinischen Leonis entstanden. — Das St. Johannishaus wurde 1831 aufgehoben.

²⁾ Vgl. Grube, a. a. D. 3ff.

³⁾ Siehe S. 12. Die Angabe im Nekrolog der Leopoldina, Leunis sei „namentlich auf den Wunsch seiner protestantischen Mutter“ Geistlicher und Lehrer geworden, erscheint aus inneren Gründen zweifelhaft.

⁴⁾ Vgl. Valkenholl, a. a. D. S. 21—24.

⁵⁾ Blumenberg, Chronik des Gymnasium Josephinum. Bertram, Geschichte des Bistum III, 245.

⁶⁾ Nach dem Liber complectens res gymnasii . . ab ineunte anno 1745. — Über die einzelnen Dozenten, die Leunis' Lehrer waren, seien hier kurze biographische Notizen, soweit sie möglich sind, angefügt:

a) Franz Faver Lüssen, geboren am 3. 3. 1750 in Paderborn, absolvierte die Gymnasial- und philosophischen Studien am Theodorianum daselbst, trat im Oktober 1767 in Erier in das Noviziat der Gesellschaft Jesu ein und kam im Herbst 1770 an das Gymnasium Josephinum. Als am 7. Oktober 1773 den Vätern der Gesellschaft Jesu das Aufhebungsdekret eröffnet wurde, weilte Lüssen in seiner Heimat. Nach seiner Rückkehr nach Hildesheim übernahm er an der durch den Fürstbischof Friedrich Wilhelm, Freiherrn von Westfalen zu Fürstenberg (reg. 1763—1789), in ein „Collegium et Gymnasium Episcopale“ verwandelten Lehranstalt, wieder den Unter-

richt in der Infima. Um Michaelis 1774 wurde er zum Priester geweiht und blieb dann als Lehrer im Kollegium. 1783 mußte er wegen Augenleidens sein Lehramt aufgeben und ging nach Paderborn. Nach einigen Monaten kehrte er geheilt zurück und wurde nun vom Fürstbischof zum Missionar und Schulinspektor der Diözese ernannt und entfaltete eine eifrige Tätigkeit in der Ordnung des Schulwesens, wie auf der Kanzel und im Beichtstuhl. Nach dem Tode des Präfecten (Direktor) des Gymnasiums Joseph Anton Cramer († 24. 12. 1794) ernannte der Fürstbischof Franz Egon von Fürstenberg (reg. 1789—1825) Lützen zu dessen Nachfolger. 1800 wurde er Praeses Seminarii, des Priesterseminars, das damals noch mit dem Kolleg verbunden war, und 1811 Praeses Collegii. Lützen ist der Retter des Gymnasiums, dessen Fortbestand in der Westfälischen Zeit (1807—1814) aufs schwerste bedroht war. Als 1814 die Gesellschaft Jesu von Papst Pius VII. wieder hergestellt war, und bald darauf mehrere aus Belgien ausgewanderte Jesuiten sich in Hildesheim zur Bildung eines Noviziates niedergelassen hatten, trat Lützen selbst wieder in den Orden ein. 1824, im Alter von 74 Jahren, legte er das Amt des Gymnasialpräfecten nieder; sein Nachfolger wurde der spätere Bischof J. Wandt; Präses des Priesterseminars blieb er bis 1834, wo das Priesterseminar vom Collegium Josephinum getrennt und in das Kapuzinerkloster im Brühl verlegt wurde. Er starb im Alter von 91 Jahren am 4. Juli 1841 und wurde als einer der letzten im Totengewölbe des Kollegiums beigesetzt.

— Valkenhoff, Zur Gesch. des Kollegium u. Gymnasium Josephinum, Programm des Bisch. Gymn. Jos. 1897. S. 29. — Mittwochblatt 1841, Nr. 30 — Vertram, Geschichte des Bistums Hildesheim III. 210 u. a. —

b) Jakob Joseph Wandt. Vgl. I S. 00

c) Heinrich Bruns, geb. 15. 5. 1749 in Wettmar, erhielt gleichfalls seine Ausbildung auf dem Josephinum und begann seine Unterrichtstätigkeit als „theologus nondum ordinatus“ 1775/6; 1780/81 ist er wieder Ordinarius der Infima, in der Edmund Blumenberg, der spätere Professor, sein Schüler war. Von 1782/3 an wechselt er im üblichen Turnus als Klassenlehrer der beiden rhetorischen Klassen. 1791/92 ging er „ad philosophiam“ über und dozierte in den beiden philosophischen Klassen Logik, Moralphilosophie und Naturrecht; von 1809/10 an nur in der oberen Klasse. Am Ende des Schuljahres 1820/21 trat er in den Ruhestand, starb am 27. Juli 1826 im 78. Lebensjahre und ward im Grabgewölbe des Kollegs (unter der Bartholomäuskapelle) beigesetzt. (Nach Blumenberg, Chronik usw.)

d) Friedrich Schröder, geb. 1766 in Grevenstein bei Arnberg im Sauerlande, kam 1787 von Paderborn als „secundi anni theologus non ordinatus“ an das Josephinum und wurde Lehrer abwechselnd in den drei unteren, von 1792/3 an in den beiden oberen Klassen. Von 1799/1800 an ist er, mit Bruns, Wandt, Pagel im Turnus wechselnd, Lehrer in den beiden philosophischen Klassen, nach 1830/31 in der Oberprima. Auch im neu errichteten Priesterseminar (1834) dozierte Schröder Philosophie, bis er 1840 in den Ruhestand trat. Er starb an Brustwassersucht am 4. Mai 1843 und wurde im Grabgewölbe des Kollegs beigesetzt. (Blumenberg, Chronik und Catalogus defunctorum).

e) Edmund Blumenberg, geb. 28. 10. 1767 in Ramspringe, absolvierte sämtliche Studien am Josephinum und wurde zum Priester geweiht am 28. 12. 1790. Von 1792/3 an war er Lehrer in den unteren Klassen, von 1814/15 an Fachlehrer in der Mathematik und Geschichte. Häufige Erkrankungen zwangen ihn wiederholt zu längerem Aussetzen des Unterrichts. Mit Ende des Schuljahres 1829/30 trat er wegen Kränklichkeit und „weil die höhere Mathematik nicht mehr in der neuen Oberprima gelehrt wurde“, in den Ruhestand. Aus den Handschriften des Kollegs stellt er seine „Chronik des Gymnasium Josephinum 1595—1846“ zusammen. Am 28. 5. 1846 erlag er einem Herzschlage und wurde am Abend des 30. Mai im Totenkeller des Kollegs beigesetzt.

7) a) Cornelius van Everbroeck, geb. 1784 zu Lier bei Antwerpen,

Priester der Gesellschaft Jesu, war 7 Jahre Prof. der Mathematik und Physik in Petersburg gewesen, kam 1817 aus Brabant nach Hildesheim, dozierte hier Dogmatik und Kirchenrecht, verließ 1823 Hildesheim und ging nach Freiburg i. d. Schw.; er wurde später nach Rom berufen zum Professor im Collegium Romanum.

b) Hieronymus Lemvin, 1743 in Hildesheim geboren, kam als Benediktiner aus dem Kloster St. Godehard 1773/74 als Professor des Kirchenrechts an die theologische Lehranstalt; 1786 Domprediger; gest. 18. 1. 1825. Der Chronist Blumenberg schreibt von ihm: „ein sehr aufgeweckter, rechtschaffener Mann und juris canonici peritissimus“. — Nach seinem Tode hielt die Vorlesungen in Kirchenrecht und Kirchengeschichte für kurze Zeit der bekannte spätere General der Gesellschaft Jesu Peter Johann Beckx (geb. 4. 3. 1795 zu Sichem in Belgien, trat als Priester 1819 hier in den Jesuitenorden ein, war auch Seelsorger in Braunschweig und Hamburg, ging von hier am 11. 3. 1826 nach Rötten, um dort die Seelsorge zu übernehmen; gest. 4. 3. 1887 in Rom). — Über Beckx siehe Jos. Martin, Leben des P. Petr. Joh. Beckx (1897; über die in Braunschweig erhobene Anschuldigung, P. Beckx habe einen Konvertiten zur Ermordung eines lutherischen Predigers angestiftet; siehe B. Duhr, Jesuitenfabeln (1891). 725—733.

c) Caspar Ladislaus Bombäcker, am 4. 1. 1764 in Wipperfurth geboren, kam im Juni 1806 von Halberstadt, wo er bei den Franziskanern Lektor gewesen, nach hier als Professor der Moralthologie, dozierte von 1811/12 an auch Pastoraltheologie im Seminar, kam 1834 in das neue Priesterseminar als Dozent für Moral und Pastoral; wurde, als der bisherige Regens Jakob Joseph Wandt am 9. 12. 1841 zum Bischof gewählt war, Seminarregens. Alter und Krankheit veranlaßten ihn zu dem Gesuche (19. 8. 1847), ihm das Amt des Regens und Dozenten abzunehmen. Er starb am 14. 2. 1850 im 87. Lebensjahre und ist im Grabgewölbe der Seminarirche beigesetzt. — (Akten des Generalvikariats und Gymnasiums, Blumenberg, Chronik usw.)

⁸⁾ Grube, a. a. D. 6ff. — Auch im Nekrolog der Leopoldina wird bemerkt, daß Leunis den größten Teil seines Unterhaltes sich durch Unterrichten jüngerer Schüler habe erwerben müssen.

⁹⁾ Vgl. Vertram, Geschichte des Bistums Hildesheim III, 232ff.

¹⁰⁾ In seiner „Autobiographie“ schreibt Leunis: „Erst 1845, als ich von hier fortzugehen beabsichtige und der damalige, mir sehr gewogene Direktor mich für die Anstalt zu erhalten suchte, wurde ich durch dessen Einfluß Vicarius beim Dom; hierdurch wurde meine Stellung, obwohl ich auf mein Gehalt verzichten mußte, eine auskömmlichere.“ — Die Ernennung erfolgte 1844, nicht 1845. Der derzeitige Direktor ist Renke, mit dem Leunis innig befreundet war, wie früher dargestellt ist.

¹¹⁾ Angabe in seiner „Autobiographie“.

¹²⁾ Grube. S. 73.

¹³⁾ Vergl. Vertram, Geschichte des Bistums Hildesheim III, 181; Gebauer, Geschichte der Stadt Hildesheim II, 207. —

¹⁴⁾ Johann Bapt. Alzog, geb. 29. Juni 1808 in Ohlau in Schlessien, studierte in Breslau und Bonn, empfing 1834 die Priesterweihe, 1835 in Münster die theologische Doktorwürde und 1836 eine Professur in Posen. Am 22. November 1844 wählte ihn das Hildesheimer Domkapitel zum Domkapitular, im Januar 1845 wurde er als Theologieprofessor und Viceregens eingeführt. 1850 übernahm er das Amt des Regens. 1853 erhielt Alzog die Professur der Kirchengeschichte in Freiburg i. Br. 1869 war er als Konsultor der dogmatischen Sektion an den Vorarbeiten des Vatikanischen Konzils beteiligt. Sein Hauptwerk ist das „Handbuch der Universalgeschichte der christlichen Kirche“ (1841, 10., von Franz Xaver Kraus bearbeitete Auflage 1882 f. in 8 fremde Sprachen übersetzt). — Zu dem „Gebet- und Gesangbuch“ schrieb er Allerheiligen 1849 hier in Hildesheim das Vorwort; erschienen 1850 in Mainz (Florian Kupferberg). —

IV.

Leunis als Lehrer.

Mit dem Beginn des Schuljahres 1824/25 übernahm Leunis, vom Fürstbischof Franz Egon zum Professor ernannt, im Alter von 22 Jahren und als Seminarist des Priesterseminars den gesamten Unterricht in der untersten Klasse des Gymnasiums, der sog. Infima, die der heutigen Quarta in etwa entspricht. Im folgenden Schuljahr 1825/26 stieg er nach dem damals üblichen Turnus der Lehrer der drei unteren sog. grammatischen Klassen in die Secunda (= Untertertia) und im dritten Schuljahr 1827/28 in die Syntax (Obertertia) auf. Das folgende Schuljahr 1827/28 führte ihn wieder in die Infima zurück, und es begann wieder der übliche Aufstieg.

Nur zweimal hat Leunis diesen Turnus in den grammatischen Klassen mitgemacht; nur 6 Jahre war er Klassenlehrer.

Als Klassenlehrer hatte er den gesamten Unterricht in allen Lehrfächern zu erteilen, nämlich in Religion, Deutsch, Latein, Griechisch, Arithmetik, Geographie und Weltgeschichte. Griechisch dozierte auch Leunis bereits in der Infima, und als Grammatik und Leitfaden dienten noch immer Buttmann und Jakobs, die er selbst schon als Schüler gebraucht, und wurde Xenophons Anabasis gelesen. In Latein herrschte noch immer Bröders größere Grammatik, und als Autoren erschienen in der „Syntaxis“ (= Obertertia) Sallust mit seiner Catilinarischen Verschwörung, Vergils Aeneide und Dvids Verwandlungen.

Die Zahl der Schüler zu den Füßen Leunis' war in den 6 Jahren nicht gering: 43, 31, 27, 39, 32 und 34. Es hat einen eigenen Reiz, ihre Namen und im „Thesen“ von ihren Leistungen bei den „Kompositionen“ zu lesen. Wir lesen — von vielen bekannten Namen abgesehen — von einem Lampringer Jungen, der noch immer und zeit seines Lebens an den Folgen der westfälischen Regierung unter Jerome leidet; denn er trägt den Vornamen „Hieronymus Napoleon“.

Eins aber vor allem verdient unsere Beachtung: Leunis beginnt sofort im ersten Jahre seiner Lehrtätigkeit mit dem Unterricht in der Naturgeschichte; mithin 6 Jahre früher, als die Naturgeschichte durch das hannoversche Ministerium in allen höheren Schulen des Landes als Pflichtfach eingeführt wurde. Im Verzeichnis der „Gegenstände, über welche die Schüler der untersten grammatischen Klasse im August 1825 öffentlich geprüft werden“, ist auch angegeben: „Naturgeschichte (nach Schubert): Aus der Zoologie: Pflanzen- und Infusionstiere,

Würmer und Insekten“; ein Beweis, daß Leunis in seiner Klasse gewiß dieses Gebiet doziert hat. In den übrigen Klassen ist keine Naturgeschichte angegeben.

Leunis steigt 1825/26 mit seinen Schülern in die „Secunda“ (= Untertertia) und doziert wieder in seiner Klasse, als der einzigen, Naturgeschichte und zwar aus dem Tierreiche über Käser und Säugetiere, aus dem Pflanzenreiche über die sechs ersten Klassen des Systems von Linné.

In beiden Jahren gab's in Naturgeschichte keine „Kompositionen“, gab's keine „Thesen“, aber auch kein „Praemium“.

Auffälligerweise fehlt nun doch wieder in der nächstfolgenden Klasse, der „Syntax“, selbst bei Leunis die Naturgeschichte im Stundenplan, um dann 1827/28, als Leunis nun wieder von unten in der Infima beginnt, sehr bescheiden und versteckt zu erscheinen, wo Leunis die Geographie „in Verbindung mit Naturgeschichte und Technologie“ doziert.

Im folgenden Jahre 1828/29 verkündet das gedruckte Verzeichnis, daß Naturgeschichte in der Klasse des Prof. Leunis wieder Lehrfach ist; durchgenommen werden aus dem Tierreich: „Die Fische und Amphibien unserer Gegend“, aus dem Pflanzenreiche: „Einige unserer wildwachsenden Pflanzen mit ihrer Nutzenanwendung, zur Erklärung des Systems von Linné bis zur XVII. Klasse“, „außerdem werden beim geographischen Unterrichte die wichtigeren Produkte jedes Landes gezeigt und erklärt.“

Jetzt erscheint Naturgeschichte auch im „Thesen“, ein „Praemium“ freilich konnte sich auch der beste Schüler hier nicht holen.

Leunis stieg wieder 1829/30 in die oberste grammatische Klasse, die Syntax (= Obertertia), und dieses Jahr bringt die Einführung des naturgeschichtlichen Unterrichts in den drei unteren grammatischen Klassen.

a) In der unteren Klasse (Infima) wird „nach Brand“ durchgenommen: „Die Säugetiere und Amphibien, Einleitung ins Pflanzenreich. Mehrere Pflanzen der 12 ersten Klassen des Systems von Linné, mit vorzüglicher Rücksicht auf Nützlichkeit und Schädlichkeit derselben.“

b) In der mittleren Klasse (Secunda), wiederum „nach Brand“: „Die Säugetiere und Amphibien. Bei den Amphibien werden die Schlangen und Eidechsen unserer Gegend lebend oder in Weingeist vorgezeigt. Pflanzenreich: Einleitung; mehrere Pflanzen der 12 ersten Klassen des Systems von Linné, mit vorzüglicher Rücksicht auf Nützlichkeit und Schädlichkeit derselben.“

c) In der oberen Klasse (Syntaxis): Aus dem Tierreich: Die Säugetiere, Insekten, Polypen und Infusorien; aus dem Pflanzenreich einige unserer wildwachsenden Pflanzen mit ihrer Nutzenanwendung und Schädlichkeit, zur

Erklärung des Systems von Linné, von der XVII. bis zur XXIV. Klasse; außerdem werden bei dem geographischen Unterricht die für uns wichtigen Produkte jedes Landes vorgezeigt und erklärt; aus der Mineralogie: Die wichtigsten Mineralien nach Blumenbachs Einteilung. —

In allen drei Klassen gab es nun auch einen „Thesen“ in Naturgeschichte; aber die volle Gleichberechtigung war ihr noch nicht zuerkannt; denn es fehlte auch jetzt noch das „Prämium“ ¹⁾ bei der Entlassungsfeier am Schuljahresschluß.

Für die untere Klasse wird hier Leunis nicht ausdrücklich als Lehrer für die Naturgeschichte genannt; jedoch ist ohne weiteres anzunehmen, daß Leunis auch hier unterrichtete. So war er denn Klassenlehrer für *s e i n e* Klasse und Fachlehrer für die beiden anderen, und ein gerütteltes Maß von Arbeit ruhte auf ihm, wenn auch die „Silentien“ von Hilfskräften, den „Präzeptoren“, gehalten wurden.

Und mochte er, wie wir sahen, auch schon in den Gymnasialjahren noch so fleißig sein Selbststudium der Natur getrieben und dieses in der Zeit seiner philosophischen und theologischen Studien in jeder freien Stunde ohne Rast und Ruhe fortgesetzt haben: noch immer lag das unermesslich weite Reich der Natur vor ihm und reizte immer wieder zu neuem Forschen und Suchen — draußen in der freien Natur, drinnen im Studierzimmer in den Schriften der Wissenschaftler. Es muß in der That ein Riesensleiß gewesen sein, den Leunis, der Autodidakt, entfaltete.

*

Die mit dem Schuljahr 1830/31 einsetzende Neuordnung des Josephinums entthob Leunis der Verpflichtungen eines Klassenlehrers und machte ihn für seine übrige Lebenszeit zum *F a c h l e h r e r*. Geschichte, Geographie und Naturgeschichte waren fortan seine Fächer, und zwar überstieg die Stundenzahl in Geschichte und Geographie zumeist bei weitem die Zahl der naturkundlichen Unterrichtsstunden.

Es genüge aus der langen Reihe der 42½ Jahre, die Leunis noch Dozent war, einige Jahre herauszugreifen, um seine unterrichtliche Tätigkeit in den einzelnen Fächern zu erkennen.

Im ersten Jahre — 1830/31 — hatte Leunis
 in der philosophischen Klasse: Geschichte,
 in den beiden rhetorischen Klassen: Geschichte, Geographie, Naturgeschichte
 und Technologie,
 in der oberen und mittleren grammatischen Klasse: Geschichte, Geographie
 und Naturgeschichte,
 in der unteren grammatischen Klasse: Geographie.

Selbstverständlich waren es in allen Fächern, besonders in der Geschichte, in den 6 verschiedenen Klassen auch verschiedene Zeitabschnitte, die Leunis durchzunehmen hatte. Die Stundenzahl der einzelnen Fächer ist nicht ersichtlich, sie wird erst in den späteren Programmen — von 1836/37 an — mitgeteilt und beträgt jetzt und in dem folgenden Jahrzehnt in den 6 Klassen für Geschichte 14, Geographie 6 und Naturgeschichte (in Ib, IIa und b) 3 Stunden. Mit 1851/52 trat für Leunis eine Wendung zum Besseren ein; er dozierte Geschichte nur noch in Ia und b (4 Stunden), Geographie in IIa bis IV (4 Stunden) und Naturgeschichte nunmehr in 5 Klassen (Ib bis IV) 10 Stunden; dazu noch 1 Stunde Technologie in der Realklasse. Von 1861/62 an senkte sich die Zahl der Unterrichtsstunden in Geschichte und Geographie auf 5 (in Ia und IIb); die Zahl der naturkundlichen Stunden einschließlich Technologie (in Ib bis IV) blieb 11. Bei dieser Zahl von insgesamt 16 Unterrichtsstunden wöchentlich ist es bis zu seinem Tode geblieben.

So stand Leunis schon dem 60. Lebensjahre nahe, als die Minderung der Unterrichtsstunden ihm eine wesentliche Erleichterung brachte. Rücksicht auf sein Alter, aber auch Rücksicht auf seine umfassende schriftstellerische Tätigkeit mochten für den ihm wohlwollenden Direktor Renke und dessen Nachfolger Müller Anlaß gewesen sein, dem hochgeachteten Kollegen und Freund den Geschichtsunterricht nach Möglichkeit abzunehmen. Im Herbst 1872 wurde dem nun Siebzigjährigen auch der letzte Rest der Unterrichtsstunden in Geschichte abgenommen; nur seine „Liebe“ Naturgeschichte war sein Unterrichtsfach. Aber noch in demselben Schuljahr, am 30. April 1873, endete ein plötzlicher Tod sein Wirken.

Die mehr statistischen Angaben, die wir hier zusammenfassend auf Grund der Schulprogramme des Josephinums bieten, geben uns keinen Aufschluß über die Methodik und Güte des geschichtlichen und erdkundlichen Unterrichts unseres Leunis. Einer seiner letzten Schüler, sein Biograph Grube, lobt den erdkundlichen Unterricht als sehr gut, bemängelt aber den Geschichtsunterricht, wenigstens soweit die letzten Lebensjahre Leunis in Betracht kommen²⁾. Es ist gewiß sicher, daß Leunis in den ersten Jahrzehnten seiner Lehrtätigkeit auch in der Geschichte ein tüchtiger Lehrer gewesen ist. Sonst würde ihm ein Direktor Renke, von dem es heißt, daß er ein strammes und strenges Regiment führte und überaus auf den alten, guten Ruf des Josephinums bedacht war, nicht zum Fachlehrer in der Geschichte gewählt oder später geduldet haben. Daß aber der Geschichtsunterricht Leunis' später unter dem Übermaß seiner naturwissenschaftlichen Studien und schriftstellerischen Bestrebungen leiden mußte, ist natürlich.

Mehr Beachtung verdient Leunis' unterrichtliche Tätigkeit auf seinem ureigensten Gebiete, dem der Naturgeschichte.

Fachlehrer in der Naturkunde.

Mit Beginn des Schuljahres 1830/31 war Naturgeschichte auf den Gymnasien des Königreichs Hannover Pflichtfach geworden. Die hierfür angesetzte Stundenzahl freilich war zunächst noch gering; sie betrug auf dem Josephinum in der mit Obersekunda kombinierten Unterprima wöchentlich 2; erst seit 1843 erfolgte der Unterricht in diesen beiden Klassen getrennt. Außerdem hatte die nächstniedrigere Klasse wöchentlich nur 1 Stunde. In den übrigen Klassen wurde in Naturgeschichte nicht unterrichtet.

Hier wick das Josephinum bewußt von der in den übrigen Gymnasien des Landes geltenden Regel, nach der der naturgeschichtliche Unterricht bereits in den unteren Klassen, nämlich bereits in der Quarta und Tertia, lag, ab. Maßgebend war hierfür Leunis' Stellungnahme; er vertrat die Ansicht, daß der naturkundliche Unterricht „keinen dem Zeitaufwande entsprechenden Nutzen bringe, wenn er nicht wissenschaftlich und systematisch erteilt werden könne“; daher gehöre er in die höheren Klassen³⁾. Diese Überzeugung läßt ihn in der Vorrede zu seiner Synopsis (Zoologie 1844) erklären, „daß der naturhistorische Unterricht für Bildung des Geistes und für praktisches Leben nur dann nachhaltig wirken könne, wenn derselbe an Gymnasien in den höheren Klassen erteilt oder wenigstens in denselben noch fortgesetzt werde, weil nur Schüler mit den nötigen Vorkenntnissen versehen einer wissenschaftlichen Auffassung desselben fähig sind.“ Ein unwissenschaftlich erteilter naturgeschichtlicher Unterricht, so betont er in der Vorrede zur Botanik (1847), ist für Schüler nicht nur ganz unnütz und zeitraubend, sondern unterdrückt auch das jedem unverdorbenen Menschen innewohnende Interesse für die Natur völlig und erstickt alle Lust und Liebe zu dieser Wissenschaft für das spätere Leben gänzlich.

Es ist zu beachten: für seine Schüler, die Schüler höherer Klassen, schrieb Leunis, wie er selbst hervorhebt, zunächst sein Hauptwerk, die Synopsis. Ihr reicher Inhalt und ihre ganze Anlage, auch schon in der ersten Auflage, zeigen, was Leunis seinen Schülern bot und von ihnen erwartete.

Aber auch das Josephinum und selbst ein Leunis konnten auf die Dauer der Verlegung des naturkundlichen Unterrichts in die mittleren und zuletzt selbst in die unteren Klassen nicht widerstehen.

Mit dem Schuljahr 1849/50 wurde der naturkundliche Unterricht im Josephinum zunächst auf die Quarta und die (einzige) Tertia ausgedehnt. Jetzt dozierte Leunis in fünf Klassen, von der Quarta bis zur Unterprima, Naturgeschichte. Oberprima hatte drei Stunden Physik; die beiden unteren „Vorbereitungsklassen“ Quinta und Sexta hatten noch keine Naturgeschichte.

Erst nach Leunis' Tode wurde am Josephinum der naturkundliche Unterricht auch in diese unteren Klassen verlegt. Sein Urteil über den naturkundlichen Unterricht in den unteren Klassen hat er z. B. in der Vorrede zum dritten Teile seiner Schulnaturgeschichte (Dyktognosie und Geognosie, 4. Aufl. 1870) scharf ausgesprochen, wo er es „Naturgeschichte spielen“ nennt, „wenn Quartaner und Quintaner diesen Unterricht erhalten — oft dazu von Männern, denen dieser Unterricht aufgezwingt wird und die selbst erklären, daß sie dazu weder Lust noch die nötigen Kenntnisse besitzen.“ —

Leunis unterrichtete zuerst nach der Naturgeschichte von Brand; da aber weder dieses Buch, noch andere Anleitungen, wie sie in jenen Jahrzehnten zahlreich auf dem Büchermarkt erschienen, den Anforderungen entsprachen, die Leunis an ein Lehrbuch stellte, so entschloß er sich zur Herausgabe der „Synopsis der drei Naturreiche“, um „sich selbst den Unterricht, seinen Schülern die Auffassung zu erleichtern, durch Einführung der Schüler in die Natur selbst regen Eifer und mehr bleibendes Interesse zu wecken und dadurch zur Selbsttätigkeit anzuregen.“ (Synopsis I, Borr. 1844).

1848 gab Leunis seine „Schulnaturgeschichte“ heraus; fortan war diese das Handbuch, nach dem er dozierte; nur einmal ist in den Schulprogrammen des Josephinums in jener Zeit auch Leunis' „Leitfaden“ vermerkt, aber nur der 3., die Mineralogie und Geognosie behandelnde Teil.

Leunis' Methodik.

Leunis brachte für einen erfolgreichen naturgeschichtlichen Unterricht zunächst ein tiefes, alle drei Naturreiche umfassendes Wissen mit, ein Wissen, das nicht am Tage einer staatlichen Prüfung schon den Höhepunkt erreicht hat, sondern ein Wissen, das er durch rastlos fortgesetztes Studium immer mehr zu steigern und auszudehnen suchte. Leunis war sodann für sein Fach begeistert und dozierte mit Lust und Liebe; er zählte nicht zu den Männern, denen der Unterricht „aufgezwängt“ werden mußte und deren Unterricht für die Schüler geradezu eine Qual war. Dazu kam weiter gewiß eine glückliche pädagogische Veranlagung; sonst hätte der Fürstbischof Franz Egon 1824 gewiß nicht ihn, den erst 22 jährigen Studenten der Theologie, zum Professor ernannt. Ihm standen ferner für seine Unterrichtsstunden seine, mit eisernem Fleiß und großen finanziellen Opfern zusammengebrachten Sammlungen zur Verfügung, für die ihm die Gymnasialleitung gern die erforderlichen Räume und Schränke überlassen hatte, so daß, wie Leunis in seiner Autobiographie hervorhebt, „nur wenige Schulen den naturgeschichtlichen Unterricht so gründlich werden betreiben können wie das

Josephinum“. Und weiteres Anschauungsmaterial bot das hauptsächlich von Leunis und den Gebrüdern Roemer begründete *Museum*, das heutige Roemer-Museum. Wie Leunis selbst „in und an der Natur“ Naturgeschichte studiert hatte, so konnte er endlich als Lehrer auch seine Schüler in den großen Lehrsaal der Gotteswelt führen, um ihnen die Wunder der Pflanzen- und Tierwelt wie die Geheimnisse der Erdschichten zu erklären; Schüler, die für Naturgeschichte sich besonders interessierten, durften ihn auf seinen Exkursionen begleiten¹⁾.

Leunis, der geborene Naturforscher, fand so sehr günstige äußere Umstände für seine naturgeschichtliche Lehrtätigkeit vor. Das Ziel seiner Lehrtätigkeit in Wort und Schrift war: Einführung in die Natur, Anregung zur Selbsttätigkeit im Forschen und Bestimmen der Naturkörper, Übung der erwachenden geistigen Kräfte an den Erzeugnissen der Natur. Und von diesen Übungen erklärt er (*Schulnaturgesch.* I⁶), daß sie in pädagogischer Hinsicht vor allen anderen den Vorzug haben, „daß sie überall auf die Güte und die Weisheit des Schöpfers führen.“

In der Frage der *Methodik* des naturgeschichtlichen Unterrichts wollte Leunis nicht verkennen, was andere, namentlich Lügen, Gabriel und Eichenberg darin geleistet hatten, aber er selbst lehnte eine methodische Verteilung des Stoffes, „die für Kinder wohl zweckmäßig sei“, für seine Tätigkeit ab. Er hielt es mit dem bekannten Naturforscher Oken: „Nach welcher Methode Naturgeschichte an Gymnasien gelehrt wird, ist völlig gleichgültig. Die beste Methode ist der Kopf und die Erfahrung des Lehrers, den deshalb vorgeschriebene Methoden oder Lehrbücher klemmen, wie fremde Stiefel den Gehenden.“²⁾

Wie sich Leunis den Gebrauch seiner Lehrbücher dachte — und das ist gewiß der Ausdruck der eigenen Lehrweise — hat er selbst im einzelnen z. B. in der *Schulnaturgeschichte*, Zoologie, 6. Auflage (1869), Botanik, 7. Auflage (1871) IV, angegeben. Gerade an letzter Stelle hebt er hervor: „Das Wie oder die Methode wird im Speziellen durch die Individualität des Lehrers und der Schüler selbst bedingt“, und gibt dann eine Anleitung, wie sie sich für seine Schüler durch den Erfolg als sehr zweckmäßig erwiesen habe.

Den tatsächlichen Verlauf der naturgeschichtlichen Unterrichtsstunden bei Leunis hat Grube³⁾ eingehend und sehr anschaulich geschildert: eine Unterrichtsstunde in der Zoologie und Botanik in der Narta und in der Mineralogie in der Unterprima — Stunden mit all den „Seitensprüngen“, wie sie übermütige Schüler heraufbeschwören konnten, um dann von Leunis aber auch die verdiente „Behandlung“ zu erfahren. Diese Erinnerungen an die glückliche Pennälerzeit haben gewiß den alten Schülern des Prof. Leunis, wie es Grube wünschte, viel Freude gemacht, waren aber auch leider in anderen Kreisen An-

laß zu irriger Beurteilung des hochverdienten Gelehrten. Voll berechtigt ist ohne Zweifels Grubes Zeugnis, daß der Unterricht Leunis' „ungemein“ praktisch war, ein Zeugnis, das alle jetzt noch lebenden Schüler von Leunis — es sind freilich nur noch wenige — stets gern und freudig bestätigen.

Stützt sich Grubes Schilderung der Unterrichtsstunden auf die letzten Jahre des schon hochbetagten Lehrers, so führt uns ein anderer Schüler zurück in die erste Zeit, da Leunis seine Lehrtätigkeit begonnen hatte. Der als verdienter und geachteter Pädagoge, 1892 verstorbene Geh. Regierungs- und Schulrat Dr. Lorenz Kellner war 1825 bis 1827) Schüler unseres Josephinums und hatte in beiden Jahren Leunis als Klassenlehrer. In seinen „Lebensblätter“ gedenkt er auch seines Lehrers in Hildesheim, des „verdienten Mannes“ und schreibt:

„Damals, als ich mich seines Unterrichts und seiner freundlichen Zuneigung erfreute, stand er im angehenden Mannesalter und gewann uns junge Leute, ungeachtet seines ernststen Wesens, durch den anziehenden Vortrag, mit welchem er selbst einem an sich trockenen Gegenstande interessante, den jugendlichen Geist fesselnde Seiten abzugewinnen wußte. Fast immer sprach und unterrichtete er ohne Buch und frei, und dieser Umstand blieb auch auf die Schüler nicht ohne belebenden Einfluß.“ — Kellner betont dann, daß Leunis katholischer Priester war und in jener Zeit die Naturgeschichte im Unterricht kaum einen Platz fand, und fährt fort: „Obgleich er seine priesterlichen Pflichten in keiner Hinsicht vernachlässigte und auch dem Unterricht in den klassischen Sprachen allen Eifer zuwandte, welchen das allgemeine Ziel der Anstalt forderte, so blieb doch unverkennbar, daß er zum Naturforscher geboren war, und daß er mächtig hingezogen wurde, den Geist, welcher ihn nach dieser Richtung hin erfüllte, auch auf andere mehr still als laut zu übertragen. Somit konnte es nicht fehlen, daß er dem meist so stiefmütterlich und geistlos betriebenen naturgeschichtlichen Unterrichte, vorzugsweise der Pflanzenkunde, eine Ausdehnung und einen Reiz zu geben wußte, durch welche manche seiner Schüler mächtig angezogen wurden. Zu solchen gehörte auch ich; ja, ich darf wohl sagen, daß mir durch Leunis' Unterricht eine neue Welt aufging, und daß er meiner Jugendzeit einen Frohsinn gab und zu erhalten wußte, dessen ich gerade damals dringend bedurfte. Wenn er bisweilen Pflanzen mit in die Unterrichtsstunde brachte oder einzelnen unter uns im Privatgespräche zeigte, wenn er sie nach ihren Teilen und ihrem Bau betrachten lehrte, wenn er uns den Blütenstand in seiner Regelmäßigkeit und Bedeutung enthüllte, dann fühlten wir junge Zuschauer und Zuhörer uns doch entschieden mehr gefesselt, als ein Cäsar oder Virgil es vermochte. Mir wurde durch diesen Unterricht jeder Spaziergang in die Natur bedeutungsvoll; denn nicht mehr ging ich träumerisch und zwecklos umher, sondern jede Pflanze am Wege redete zu mir

und wollte von mir geprüft und gekannt sein. Leunis fand aber unter seinen Schülern bald diejenigen heraus, welche seiner Neigung am meisten entgegenkamen, und solche durften denn auch häufig sich des Vorzuges erfreuen, ihn auf seinen botanischen Exkursionen zu begleiten. Hoffmann's Flora in der Tasche wanderte er mit seiner kleinen, auserwählten Schar hinaus in Wald und Feld; man suchte und sammelte, und wenn sich ein zur Lagerstätte geeignetes, behagliches Plätzchen fand, so wurde Halt gemacht, einzelnes aus dem Gesammelten ausgewählt und an dessen Bestimmung Betrachtungen über Eigentümlichkeiten, Nutzen oder Schaden geknüpft. Leunis wußte mit sicherem Blicke und fesselnder Schilderung seine Unterweisungen derart zu geben, daß wir dunkel ahnten, was Geibel zu bezeichnen strebt, wenn er sagte:

„Jede sprossende Pflanze,
Die mit Düften sich füllt,
Trägt im Kelche das ganze
Weltgeheimnis verhüllt.“

Kellner blieb mit Leunis bis kurz vor dessen Tode in „sparsamem, aber freundlichem“ Briefwechsel und schließt dann seine weiteren Erinnerungen: „Er lebt in meinem liebevollen Andenken, bis wir uns im Coeleste palmetum wiederfinden.“

¹⁾ In seiner „Autobiographie“ schreibt Leunis: „Während der ersten 6 Jahre, da ich in Quarta, Tertia und Sekunda Ordinarius oder richtiger alleiniger Lehrer war, hatte ich nicht nur keine Gelegenheit, für meine liebe Naturgeschichte zu wirken, da sich in ganz Hildesheim niemand wissenschaftlich damit beschäftigte und mir sogar von unserm Präses (Direktor) Vorwürfe gemacht wurden, daß ich den Schülern Naturgeschichte lehre, obgleich dazu nur Privatstunden benutzt wurden.“ — Diese spätere Darstellung beruht, wie unsere, auf die Akten sich stützenden Ausführungen zeigen, teilweise auf einem Erinnerungsfehler. Die Vorwürfe des Präses Lüsken bezogen sich vielleicht mehr auf das taktische Vorgehen von Leunis, der sofort bei Beginn seiner Lehrtätigkeit auch Naturgeschichte zu dozieren begann. Die Tatsache, daß Leunis dann im Schuljahr 1829/30 sogar in drei Klassen Naturgeschichte dozierte, also 1 Jahr vor dem Inkrafttreten der neuen Ordnung, spricht gewiß dafür, daß auch Präses Lüsken nicht grundsätzlich den Plänen und Gedanken Leunis' abgeneigt war. Eine gewisse Differenz bestand ohne Zweifel zeitweise zwischen Präses Lüsken und Leunis, und diese war natürlich: Lüsken war der äußerst konservative Mann, der das Josephinum vor dem Untergange in der westfälischen Zeit gerettet hatte, und gewiß im alten Geiste erhalten wollte, Leunis dagegen war die junge, vorwärtstreibende, von höchster Begeisterung für die Naturwissenschaft beseelte Kraft, die draußen in der Natur suchte und forschte und oft die Enge der im Kolleg notwendig herrschenden Hausordnung schmerzlich empfinden mußte. — Es ist nicht überraschend, daß Leunis später einmal die Aufhebung der Vita communis beantragte, ohne freilich für diesen Wunsch Gehör zu finden.

²⁾ Grube, a. a. O. 63ff. Vielleicht spricht bei dem Urteile Grubes über Leunis als Geschichtler auch mit, daß Grube, später selbst als Historiker anerkannt, hier einen strengeren, doch gerechten Maßstab anlegte.

³⁾ Blumenberg, Chronik, zum Jahre 1845/46.

⁴⁾ Kellner, L., Lebensblätter (1879), 10.

⁵⁾ Von Leunis zitiert in der Vorrede zur Synopsis I (1844) VIII.

⁶⁾ Grube. 41 ff.

⁷⁾ Lorenz Kellner (geb. 29. 1. 1811 in Kalteneber bei Heiligenstadt, gest. 18. 8. 1892 in Trier) war Schüler des Josephinums von Oktober 1825 bis 1827 (nicht 1829 und 1830, wie er in den „Lebensblättern“, S. 19, irrtümlich angibt). — Die so verschiedene Kennzeichnung seitens Grube und Kellner ist wohl nicht bloß in der Differenz zwischen dem „jungen“ und „alten“ Professor Leunis, sondern auch in der Verschiedenheit der subjektiven Aufnahme der beiden Schüler Kellner und Grube begründet. Es gab wohl immer nur wenige unter den Schülern, die für Naturgeschichte eine glückliche Veranlagung und aufmerksames Verständnis mitbrachten; für die Mehrzahl war Naturgeschichte wohl auch zu Leunis' Zeiten „Nebensach“, das nach anderen schweren Stunden Abwechslung, Erholung und Unterhaltung brachte. — Kellner bemerkt in seinen Lebensblättern, S. 150, daß er auch noch später Botanik als Nebenbeschäftigung und im Andenken an Leunis „sehr eifrig“ betrieben habe. Kellner, der spätere Schulmann, wird der Naturgeschichte daher ein ganz anderes Interesse entgegengebracht haben, als Grube, der nur schulplanmäßig die Naturgeschichte mitmachte.

V.

Leunis als Schriftsteller.

A. Heimatkundliche Abhandlungen und kleine Schriften.

Leunis war kein Stubengelehrter. In und an der Natur hatte er selbst in unermüdlichem Beobachten und Forschen sich aus eigener Kraft sein Wissen errungen; mit Beginn der Lehrtätigkeit in der Naturgeschichte steigerte sich sein Streben und Suchen, immer tiefer die Rätsel der Natur zu erfassen. Und was er selbst auf seinen Exkursionen gehört und gesehen und im Studierzimmer bestimmt und erarbeitet hatte: er bot es auch der Mitwelt gern zur Belehrung und Aufklärung. Aus dem Volke hervorgegangen, blieb er auch als Professor volksverbunden und beantwortete manche Fragen, die Natur und Leben stellen. Was dem Menschen unheimlich erscheint oder schadenbringend droht, ob aus der Tierwelt oder dem Pflanzenreiche: Leunis suchte zu belehren und gab Mittel zur Abwehr und zum Kampfe. Er ist kein Naturschilderer wie später sein Fachgenosse und Namensvetter Hermann Löss, der die Natur mit dem Auge des Dichters schaute und sie einzigartig zu beleben verstand; Leunis ist der Systematiker und Analytiker, der Gelehrte des praktischen Lebens, der die Naturwelt scharf und klar erkennen, ihren Nutzen und Schaden prüfen und anschaulich und volkstümlich darstellen will. —

In den beiden, damals in Hildesheim erscheinenden Blättern, dem „Sonntagsblatt“ (Gerstenberg) und dem „Mittwochenblatt“, aus dem später die Hildesheimische Zeitung (Kornacker) hervorging, hat Leunis eine Anzahl von Artikeln veröffentlicht, die sich mit der Fauna und Flora von Hildesheim befassen oder an Vorgänge und Erscheinungen anknüpfen, für die der Naturforscher gern sein Wissen auch den Mitmenschen zur Verfügung stellt.

Ein chronologisches Verzeichnis der Abhandlungen und kleineren Schriften möge hier mit einigen erläuternden Bemerkungen folgen:

- 1830: „Die Giftschlangen um Hildesheim“ (Sonntagsblatt Nr. 23 und 24). — Hier nimmt Leunis außer der Kreuzotter als besondere hier vorkommende giftige Arten die Höllennatter und die Kupferschlange an; nach seiner späteren und heute allgemein anerkannten Auffassung handelt es sich hier aber nur um Farbenspielarten der Kreuzotter. Die Höllennatter kam nach Leunis an Klingenberg und im Ihumer Holz selten vor, die Kreuzotter besonders am Steinberg, Finkenberg, Mastberg, Ihumer Holz, selbst zuweilen am Walle (zwischen Goshen und Braunschweiger Thor, wo 1779 Link, der spätere Professor der Botanik in Berlin, als 13jähriger Junge eine Kreuzotter fing)¹⁾.
- 1832: „Charakteristische Merkmale des wutkranken oder tollen Hundes“ (Sonntagsbl. Nr. 3).
- 1832: „Monographie der Eulen Hildesheim's.“ (Sonntagsbl. Nr. 9, 11 und 12): Unter den 6 hier vorkommenden Arten gibt Leunis auch den Uhu für die Siebenberge bei Alfeld und Gronau, für den Escherberg und die Wälder bei Ramspringe an; seit vielen Jahrzehnten ist er hier überall verschwunden²⁾.
- 1832: Über Ratten, Wühlmäuse, eigentliche Mäuse, Spizmäuse, Siebenschläfer und Hamster bei Hildesheim (Sonntagsbl. Nr. 41).
- 1832: Der Biß der hiesigen Kreuzotter tötet in Zeit von 50 Minuten einen gesunden, starken Menschen. (Mitteilungen geschichtl. und gemeinnützigen Inhaltes, herausg. von Kofen und Lünzel, 1. Bd. (1882), 171 ff. — Denselben Fall (Hörselmann) führt Leunis in seiner späteren Schrift über die Schlangen (1869) an.
- 1833: Die fossilen Tierknochen bei Thiede (bei Wolfenbüttel) (Sonntagsbl. Nr. 11).
- 1833: Naturgeschichte der Maulwurfsgrille (dass. Nr. 19), die bisher nur in Ottbergen gefunden war.
- 1833: Eine naturhistorische Merkwürdigkeit in der Kirche zum heiligen Godehard in Hildesheim (Mittwochenbl. Nr. 4). — Es handelt sich um den im Mittelmeer häufig vorkommenden, zu den Haifischen gehörenden

- Miländer, auch „gemeine Meerfau“, *Squalus galeus* L., den ein Herr von Salbern von einer Reise zum heiligen Lande mitgebracht haben soll.
- 1833: „Die im Freien und in Gärten wachsenden Giftpflanzen der Umgegend Hildesheims (Mittwochenbl. Nr. 5, 19, 20, 21, 23, 24, 25, 27, 29, 34).
- Leunis behandelt hier 30 Spezies und kündigt an, weitere, zunächst nur mit Namen genannte 27 Arten zu besprechen; die Fortsetzung der Abhandlung fehlt aber. Hier empfiehlt Leunis auch die Eröffnungen des August Schlauter³⁾.
- 1833: „Über die Existenz der Empfindung in den Köpfen der Geföpften“ (Mittwochenbl. 31). — Bei dem Artikel ist kein Verfasser angegeben; diese Nummer ist aber der Sammlung naturgeschichtlicher Aufsätze des Prof. Leunis, die sein Neffe, Eisenbahnsekretär Reese später der Bibliothek der Naturhistorischen Gesellschaft in Hannover schenkte, eingefügt, so daß die Autorschaft Leunis' zu vermuten ist.
- 1834: „Die Menagerie des Herrn Polito“ (Mittwochenbl. Nr. 2—8. Das Erscheinen dieser Menagerie in Hildesheim gab Leunis Anlaß zu einer Artikelferie über die vorggeführten Tiere.
- 1842: „Der Krafe oder Seepolyp“ (Mittwochenbl. Nr. 10).
- 1842: „Was hat der Gartenfreund in Bezug auf schädliche Insekten im Monat März—April—Mai zu tun?“ (Sonntagsbl. Nr. 11, 16, 21).
- 1842: „Der Getreideblasenfuß (*Physapus cerealium* Hal)“ (Sonntagsbl. Nr. 21).
- 1842: „Verzeichnis der im Fürstentum Hildesheim und im angrenzenden Harz aufgefundenen Blattwespen“ (Entomologische Zeitschrift [Stettin] III, 42 bis 45).
- 1842: „Über die Larven von *Brachytharsus scabrosus*“ (— ein Rüsselkäfer), (dasfel., 190 f.).
- 1853: „Die Küchenschabe, orientalische Schabe oder Kaferlaf (*Blatta orientalis* L)“ (Sonntagsbl. Nr. 46).
- 1854: „Lebensweise und Vertilgung der Bettwanze“ (dasfel., 22).
- 1855: „Apfelblütenkäfer oder Apfelblütenstecher (*Anthonomus pomorum* L.)“ (Sonntagsbl. Nr. 23).
- 1866: „*Nomenclator Zoologicus*“. Bietet eine etymologische Erklärung der vorzüglichsten Gattungs- und Artnamen, die in der Zoologie vorkommen.
- 1869: „Die Schlangen und besonders die Schlangen der Umgegend Hildesheims.“

Diese, im Schulprogramm des Josephinums veröffentlichte umfangreiche Abhandlung erschien auch als Sonderdruck. Nach Leunis kommen bei Hildesheim drei Schlangen vor: die Glatte Natter, die Ringelnatter und die Kreuzotter.

Ein paar Bemerkungen dazu interessieren gewiß manchen Leser.

1) Die Glatte Natter kommt nach Leunis bei Hildesheim in allen bergigen Holzungen mit Laubgebüsch, z. B. am Finkenberge, Knebel usw., vor. Ich habe sie in den Jahren 1884 bis 1890 am Galgenberge, Spishut und Knebel beobachtet, freilich nur wenige Male; seit Jahrzehnten habe ich sie nicht mehr angetroffen. Leunis gibt an, daß die Glatte Natter sich von der Kreuzotter leicht unterscheiden lasse — durch die ganz glatten Rückenschuppen, den Nackenfleck und die Rückenzeichnung; das gilt für eine ruhige Beobachtung, bei der man etwa die Schlange unmittelbar vor Augen hat oder sie in der Hand halten kann. Draußen in der Natur, wo die Schlange, plötzlich überrascht und gestört, meist in schnellen Bewegungen zu entfliehen sucht, ist eine Verwechselung mit der Kreuzotter, besonders wenn es sich um dunkelgefärbte Exemplare mit undeutlicher Zeichnung handelt, doch leicht möglich, um so mehr als beide auch etwa die gleiche Länge erreichen. Es ist anzunehmen, daß die Glatte Natter in den meisten Fällen ein Opfer dieser Verwechselung oder der Unkenntnis wird. Man liest in den Sommermonaten zuweilen von dem Fang und der Tötung einer Kreuzotter; wie oft mag es sich vielleicht um die gleich große, harmlose Glatte Natter handeln. Wie wenig ist ihr Vorkommen bei uns überhaupt bekannt. In der Zeit des Naturschutzes sollte man auch nicht jede Schlange — von den zu den Eidechsen gehörigen und recht nützlichen Blindschleichen ganz zu schweigen — töten.

2) Die Ringelnatter, unsere größte deutsche, bis vier Fuß lange Schlange, wird von Leunis als bei Elze, Ringelheim, am Deister, bei Hannover vorkommend angegeben. 1832 bemerkt Leunis, daß er die Ringelnatter bisher nur einmal und zwar von Ringelheim erhalten habe. Seit Jahrzehnten habe ich nie über das Vorkommen der Ringelnatter in den von Leunis bezeichneten Gegenden gehört und selbst niemals eine Ringelnatter angetroffen. Dr. Kössig hat vor Jahren die Ringelnatter im Bremetal bei Osterode a. H. beobachtet.

3) Die Kreuzotter, die einzige giftige Schlange unserer Heimat, ist früher ohne Zweifel häufiger als jetzt gewesen. Leunis schreibt 1832, daß sie bei uns „sehr häufig“ sei, 1869, daß sie „überall in unseren Holzungen zu finden sei, welche Unterholz haben und namentlich viele Vertiefungen, Gräben und Steine, am häufigsten in den Heidelbeergebüsch unseres Escherberges und in den Grenzgräben zwischen dem Klosterholze und Marienröder Holze vom Kaninchenberge an.“ Nach Mitteilungen von Dr. Kössig kam

früher die Kreuzotter häufig in der Bunte wie bei Haverlah vor. Söchting in Haverlah beobachtete, daß Fasanen die Kreuzotter angreifen und töten, und schreibt der Verbreitung der Fasanen ein Schwinden der Kreuzotter in der Umgebung von Haverlah zu. Heute dürfte die Kreuzotter schon zu den Seltenheiten gehören; es sind doch immer nur wenige Exemplare, von denen die Tageszeitungen berichten. Der Vernichtungskampf, wie ihn Leunis noch empfahl, hat gewiß stark unter ihnen aufgeräumt. Freilich gehört die Kreuzotter zu den Nachttieren, die nachts auf ihren Raub ausziehen; nur ausnahmsweise sind sie tagsüber nicht in ihren Schlupfwinkeln, sondern sonnen sich an freien sonnigen Stellen oder warten dort auf Beute in behaglicher Ruhe. Werden sie gestört, so suchen sie zu fliehen; ihre Bewegungen sind nicht so schnell und hastig wie die der Glatten Natter. Hindert man sie an der Flucht, suchen sie durch Beißen sich zu wehren. Daß der Biß tödlich wirken kann, ist bekannt. Eine übertriebene Furcht vor der Kreuzotter ist unbegründet; sie gebraucht ihre Giftzähne nur, wenn sie gereizt wird, indem man sie absichtlich oder zufällig mit der Hand anfaßt oder mit dem Fuße berührt.

B. Lehrbücher.

1. „Synopsis der drei Naturreiche; ein Handbuch für höhere Lehranstalten und für alle, welche sich wissenschaftlich mit Naturgeschichte beschäftigen wollen; mit vorzüglicher Berücksichtigung der nützlichen und schädlichen Naturkörper Deutschlands, sowie der zweckmäßigsten Erleichterungsmittel zum Selbstbestimmen.“ Unter diesem Titel erschien als

a) erster Teil die *Zoologie* im Jahre 1844 im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung, das Werk, das vor allem den Ruf Leunis' in der wissenschaftlichen Welt begründen sollte. Leunis widmete diesen ersten Band dem hannoverschen Oberschulrat Dr. Friedrich Kohnrausch, dem die Neuordnung des hannoverschen höheren Schulwesens und so auch des Josephinums und damit auch die Einführung des pflichtmäßigen naturgeschichtlichen Unterrichts in den Stundenplan zu verdanken war. In der Vorrede betont Leunis zunächst, wie schon erwähnt wurde, die Notwendigkeit, daß Naturgeschichte, falls sie für Bildung des Geistes und für das praktische Leben wirken solle, in den höheren Klassen des Gymnasiums gelehrt werden müsse; da keines der Handbücher, die über Naturgeschichte bisher erschienen seien, seinen Anforderungen entspreche, habe er sich zur Herausgabe des vorliegenden Handbuchs entschlossen, um sich den Unterricht und seinen Schülern die Auffassung zu erleichtern, durch Einführung der Schüler in die Natur selbst regern Eifer und mehr bleibendes Interesse zu wecken und dadurch zur Selbsttätigkeit und zum eigenen Studium des großen Buches der Natur an-

zuregen. Leunis läßt sich dann über Plan und Einrichtung des Buches aus; er will eine gedrängte Übersicht der drei Naturreiche geben; vor jeder Klasse eine Übersicht der Ordnungen, Familien bringen und bei der Auswahl die Naturkörper Europas, vorzüglich des nördlichen Deutschland, sowie die für Gewerbe, Handel und Wissenschaft wichtigen besonders berücksichtigen, so daß der Forstmann, Ökonom, Apotheker, Arzt, Kaufmann usw. hier das Wichtigste für sein Fach findet. Abbildungen bietet die 1. Auflage nicht. Einschließlich der Vorrede und des alphabetischen Verzeichnisses der von Leunis zitierten Zoologen umfaßt der erste Teil 508 enggedruckte Seiten.

b) Die Synopsis der Pflanzenkunde erschien als zweiter Teil im Jahre 1847 (48 und 590 Seiten). Hier bietet Leunis, der sich in der Anordnung der Pflanzengruppen an das verbesserte Decandollesche System anschließt und eine vollständige Übersicht aller Ordnungen und Familien dieses natürlichen Systems gibt, nach dem allgemeinen Teil eine fast vollständige Flora des Königreiches Hannover, insbesondere auch zahlreiche Fundorte der heimischen Flora. Scharf betont Leunis im Vorwort, daß man nie aus Büchern allein und noch weniger ohne Mühe die Naturgeschichte des Pflanzenreichs wissenschaftlich kennenlernen könne und ein unwissenschaftlicher Betrieb nur verderblich sei. Auch die Botanik hat Leunis, wie er erklärt, zunächst nur für seine Schüler geschrieben; er will es der Beurteilung sachkundiger, erfahrener und unparteiischer Männer überlassen, ob sein Buch auch anderen ein Hilfsmittel zum Studium der Botanik liefern könne.

c) Der dritte, Mineralogie und Geognosie umfassende Teil der Synopsis wurde von dem mit Leunis eng befreundeten Friedrich Adolf Roemer bearbeitet und erschien 1852⁹⁾.

Neuaufgaben der Synopsis.

Die Aufnahme der Realfächer in den Gymnasialunterricht und damit die Einführung des naturgeschichtlichen Unterrichts auch in den unteren Klassen veranlaßte Leunis zur Abfassung der „Schulnaturgeschichte“. Ihre dritte Auflage reichte vollständig für den Schulunterricht, auch in den oberen Klassen, aus. Daher begann Leunis, die zweite Auflage seiner Synopsis gänzlich umzuarbeiten und bedeutend zu erweitern, so daß sie, wie Leunis selbst schreibt, in der neuen Auflage für Lehrer und überhaupt für alle, welche sich wissenschaftlich mit beschreibender Naturgeschichte beschäftigen wollen, als Anleitung zum Bestimmen der Naturkörper und zugleich als Buch zum Nachschlagen über die wichtigsten und verbreitetsten Naturkörper dienen kann. Die wichtigste Verbesserung bestand in der Umarbeitung der früheren Übersichten zu analytischen Tabellen, die schnell und sicher in das System und zur Auffindung der Gattungen und

Arten führen. Noch mehr als in der ersten Auflage wurden auch die verbreitetsten nützlichen und schädlichen Naturkörper berücksichtigt, so daß jeder Forstmann, Apotheker, Arzt usw. hier das Wichtigste für sein Fach zusammengedrängt findet. Leunis wußte auch die Zoologie und Botanik miteinander zu verbinden, indem er die Beziehung zwischen Pflanzen und Tieren, zwischen Nahrungspflanze und Lebensweise der betreffenden Insekten usw. darstellt. Auch was die Geologie über die frühere Tier- und Pflanzenwelt in ihren Petrefakten berichtet, wurde in der Zoologie wie Botanik angedeutet. Vor allem bot endlich die Neuauflage auch zahlreiche gute und instruktive Holzschnitte.

So erschien 1860 die zweite Auflage der „Synopsis der Naturgeschichte des Tierreichs“, von Leunis selbst bearbeitet, ein Band von 1080 enggedruckten Seiten, mit rund 1000 Abbildungen. Hier fügte Leunis die etymologische Erklärung der Namen bei und bemerkt, daß ihm bei dieser oft vor unüberwindlichen Schwierigkeiten stehenden Arbeit sein Kollege am Josephinum, Prof. Joseph Godehard Müller, aufs freundlichste unterstützt habe.

Das gemeinschaftliche Titelblatt nennt neben Leunis als Herausgeber Friedrich Adolf Roemer, der den dritten Teil (Mineralogie) der Synopsis in erster Auflage bearbeitet hatte und sicher für die Bearbeitung der zweiten Auflage vorgesehen war. Adolf Roemer aber starb bereits 1869, und der dritte Teil der Synopsis erschien in zweiter Auflage in der völligen Umarbeitung von Prof. Dr. Ferdinand Senft, 1875 bis 1878, in drei Bänden — also zu einer Zeit, da auch Leunis schon zu den Toten zählte.

Auch den zweiten Teil der Synopsis, die Botanik umfassend, sollte Leunis nicht mehr abschließen. Bei der Ausarbeitung der *Festuca ovina* traf ihn am 26. April 1873 ein Schlaganfall, dem er am 30. April erlag⁵⁾. So hat Leunis noch den ersten, den allgemeinen Teil umfassenden Band (364 Seiten) und den zweiten, die Phanerogamen behandelnden Teil (S. 365—1230) Band bis Seite 1215 selbst bearbeitet. Die Fortsetzung des Werkes, die Bearbeitung der Kryptogamen, übernahm Prof. A. V. Frank; dieser dritte Band hat die Seiten 1231 bis 2052, (1877 erschienen). Die drei Bände Botanik weisen 1229 Holzschnitte auf.

Leunis selbst hat noch bei den Phanerogamen fast sämtliche Arten der Flora von Deutschland berücksichtigt und wieder auch manche Fundorte aus der Umgebung von Hildesheim vermerkt. Frank konnte wohl noch von den Gefäß-Kryptogamen und Moosen alle deutschen Arten aufnehmen, nicht aber von den übrigen Abteilungen wie Algen, Flechten und Pilzen, wo er sich auf die deutschen Gattungen beschränken mußte, um den Umfang des Buches nicht maßlos anschwellen zu lassen.

Leunis' Synopsis, erster Teil: Zoologie erschien in 3. Auflage in zwei Bänden (1883/86) in der Bearbeitung von Prof. Hubert Ludwig, Prof. in Gießen. Ludwig bietet hier, wie er in dem Vorwort erklärt, eine „völlige Neubearbeitung“ bezüglich des Inhalts, behält aber die Form und Methode des alten Leunis bei. — Der zweite Teil (Botanik) wurde auch in der dritten Auflage von Prof. A. V. Frank bearbeitet und erschien 1883—1885 in drei Bänden, von denen der erste den allgemeinen Teil, der zweite die Phanerogamen und der dritte die Kryptogamen im Speziellen behandelt; dem dritten Bande ist der „literarische Nachweise“, ein umfangreiches Autorenverzeichnis, angefügt.

*

2. Die „Schulnaturgeschichte, eine analytische Darstellung der drei Naturreiche, zum Selbstbestimmen der Naturkörper; mit vorzüglicher Berücksichtigung der nützlichen und schädlichen Naturkörper Deutschlands für höhere Lehranstalten“, ist, wie schon der ausführliche Titel erkennen läßt, von Leunis nach den gleichen Grundsätzen wie die Synopsis bearbeitet. Auch sie hat „den Hauptzweck, den Schüler in die Natur selbst einzuführen, ihm durch Übersichten (denn ohne Übersicht keine Einsicht) das Auffassen zu erleichtern und ihn so zur eigenen Tätigkeit, zum Selbstbestimmen anzuleiten“. (Vorrede zur ersten Auflage der Zoologie). Die erste Auflage der drei Teile erschien: Zoologie 1848, Botanik 1849 und Dryktozoologie und Geognosie 1852. Auch der dritte Teil ist, abweichend von der Synopsis, von Leunis selbst bearbeitet. Bei der dritten Auflage — Zoologie 1853, Botanik 1855 — hatte Leunis die Schulnaturgeschichte so erheblich umgearbeitet und erweitert und mit zahlreichen Holzschnitten ausgestattet, daß die „Schulnaturgeschichte“ nun auch für den Unterricht in den oberen Klassen genügte. Leunis war stets auf die Verbesserung der sich schnell folgenden Auflagen bedacht, indem er vor allem auf die Ausgestaltung der dichotomisch-analytischen Behandlung des Stoffes und die scharfe und übersichtliche Darstellung sah.

Als Leunis am 30. April 1873 starb, war die siebte Auflage der Zoologie im Erscheinen begriffen; die ersten zehn Bogen hatte Leunis selbst noch durchgesehen, der Rest (Bogen 11 bis 25) ist unveränderter Abdruck der sechsten Auflage. Auch die Botanik war damals in sieben Auflagen erschienen, die Mineralogie dagegen nur in vier.

Die späteren Auflagen wurden zeitgemäß ergänzt und umgearbeitet von Prof. Dr. Ludwig (Zoologie), Prof. Dr. A. V. Frank (Botanik) und Prof. Dr. Senft (Mineralogie). Die letzten Auflagen erschienen: 1891 die elfte der Zoologie, 1900 die zwölfte der Botanik und 1880 die sechste der Mineralogie.

*

3. Weil die Naturgeschichte auch in den unteren Klassen der höheren Schulen Eingang gefunden hatte, entschloß sich Leunis, trotz seiner starken Abneigung gegen die Verlegung dieses Unterrichts in die unteren Klassen, zur Herausgabe des „Analytischen Leitfadens für den ersten wissenschaftlichen Unterricht in der Naturgeschichte“. Er erschien, wieder von Leunis allein bearbeitet, in drei Hefen und zwar 1852 (Zoologie), 1857 (Botanik) und 1861 (Mineralogie). Auch hier verfolgte Leunis auf beschränkterem Raum den gleichen Zweck wie bei seiner Schulnaturgeschichte: „Einführung der Jugend in die Natur selbst, gleich beim ersten Unterricht.“ Wieder ist es die dichotomisch-analytische Methode, die er zugrunde legt.

Von dem „Analytischen Leitfaden“ waren beim Tode Leunis' von dem ersten (Zoologie) und zweiten (Botanik) Hefte je sechs, von dem dritten (Mineralogie) vier Auflagen erschienen. Die späteren Auflagen — von der Zoologie erschien als letzte die zehnte im Jahre 1897, von der Botanik die letzte, zwölfte im Jahre 1907 und von der Mineralogie die letzte, sechste im Jahre 1881 — sind von den oben erwähnten Herausgebern der Schulnaturgeschichte bearbeitet.

Verbreitung der Leunisschen Lehrbücher.

Schon die zahlreichen Auflagen, in denen Leunis' Lehrbücher erschienen, beweisen ihre weite Verbreitung. Dabei ist zu beachten, daß bis 1866 doch Hannover als selbständiges Königreich bestand und daher Leunis' Lehrbücher bis dahin nur sehr schwer jenseits dieser kleinstaatlichen Grenzpfähle sich die Schulen erobern konnten. Gleichwohl waren bereits mehrere Auflagen notwendig geworden. Und der Siegeszug setzte sich fort nach 1870/71, als auch in die Reichslande Leunis' Lehrbücher einzogen. Als Leunis 1873 gestorben war, teilte die Leopoldina⁷⁾ mit, daß Leunis' Werke bisher in 250 000 Exemplaren verbreitet seien.

Die Gesamtverbreitung läßt sich nicht unschwer berechnen und ergibt eine Zahl, wie sie wohl nur sehr selten von naturwissenschaftlichen Lehrbüchern erreicht wird. Leunis selbst bemerkte in der Vorrede zum „Leitfaden“, Zoologie, 5. Auflage (1869), daß die fünf ersten Auflagen der Schulnaturgeschichte wie die vier ersten Auflagen des Leitfadens in Auflagen „über 12 000 Exemplare“ abgesetzt seien. Der Verlag gibt 12—14 000 an. Schon die niedrigere Ziffer von 12 000 ergibt für die drei Teile der Schulnaturgeschichte und des Leitfadens eine Gesamtziffer von 684 000 Bänden, von denen 252 000 auf Zoologie, 288 000 auf Botanik und 144 000 auf Mineralogie entfallen. Bei der Annahme von 13 000 für jede Auflage steigen die Absatzahlen bereits auf 741 000 (273 000, 312 000 und 156 000). Dazu

kommt die „Synopsis“, die in den letzten Auflagen in je 6500 Exemplaren gedruckt wurde. So wird man die Gesamtzahl auf $\frac{3}{4}$ Million schätzen können.

Nach Grube⁶⁾ wurden Leunis' Lehrbücher auch in das Ungarische und Schwedische übersetzt.

Leunis' Werke im Urteil der Fachgelehrten.

Die außerordentlich starke Verbreitung der Leunisschen Lehrbücher beweist schon ohne Zweifel ihre Brauchbarkeit und Güte. Gleichwohl interessiert es, das Urteil berufener Kreise kennenzulernen, wenn es auch genügen muß, nur wenig anzuführen.

„Leunis verdankt seinen über Deutschlands Grenzen hinausgehenden Ruf seinen Lehr- und Schulbüchern . . . Es sind in der Tat Schulbücher, wie sie den vielen Erzeugnissen dieser Art auf dem Büchermarkte als Muster hingestellt werden können. Ihre Vortrefflichkeit beruht auf der Klarheit und Übersichtlichkeit der Darstellung und auf der Reichhaltigkeit und Korrektheit des Inhalts.“ So äußert sich E. Wunschmann in der Allgemeinen Deutschen Biographie (18. Bd., 1883, 493ff.).

Ed u a r d M i c h e l s e n, seiner Zeit Leiter der Landwirtschaftsschule in Hildesheim, schreibt im Nekrolog⁷⁾, nachdem er die hohe Brauchbarkeit der Schulnaturgeschichte von Leunis auf Grund eigener Erfahrung als Schüler und Lehrer dankbar anerkannt hat: „Die Vorzüge dieses Werkes bestehen in seiner klaren systematischen Anordnung, seiner Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse des wirklichen Lebens und seiner erstaunlichen Reichhaltigkeit. Referent glaubt nicht zu weit zu gehen, wenn er behauptet, daß es kein ähnliches Werk gibt, welches die „Naturgeschichte“ von Leunis in der Knappheit des Ausdrucks, in dem Reichtum an Stoff, sowie in der Geschicklichkeit der typographischen Anordnung erreicht.“

Die „L e o p o l d i n a“, das Organ der leopoldinisch-karolinischen deutschen Akademie der Naturforscher⁸⁾, schreibt in einem längeren Nachrufe: „Er hat manche Nachfolger für die einzelnen Fächer gehabt, aber bisher ist er noch unüberwunden. Die nach den verschiedenen Zielen modifizierte und stets verbesserte Methode, die zahlreichen Abbildungen, die mit unglaublichem Fleiße und außerordentlicher Mühe zusammengetragenen Notizen über praktische Verwendung, Schädlichkeit, geographische Verbreitung und gegenseitige physiologische Beziehungen der beschriebenen Naturkörper, über die Etymologie ihrer Namen, über die Lebensverhältnisse der namhaftesten Naturforscher und die literarische Nachwelt haben dem naturgeschichtlichen Unterricht in Deutschland eine ungemeine Förderung gegeben.“

Noch 1912 nennt W. Harms⁹⁾ die Synopsis „ein Muster an Klarheit und Übersichtlichkeit der Darstellung und der Reichhaltigkeit und Korrektheit des Inhalts.“

Als die Synopsis der Pflanzenkunde in der dritten, von Prof. Dr. Frank bearbeiteten Auflage 1882 in Hefen erschien, drückte die „Flora“¹⁰⁾ die besondere Freude darüber aus, „daß der Verfasser der neuen Auflage es verstanden hat, alle jene kostbaren Eigenschaften der Synopsis zu erhalten, welche so viele Anhänger Leunis' nur mit Betrüben vermißt hätten.“ Gern wird die Versicherung des neuen Herausgebers, daß er die von Leunis aufgestellten Grundsätze unverrückt beachten werde, angenommen; denn „es sind ja das gerade jene Momente, welche außer Leunis kein anderes Hand- und Lehrbuch der Botanik vereinigt. Durch strenge, wenn auch, wie wir wohl zu ermessen verstehen, unsäglich mühselige Einhaltung der leitenden Grundsätze ist aber auch die Synopsis geworden und wird es — so hoffen wir zuversichtlich — bleiben: ein Werk wahrhaft deutschen Fleißes, deutscher Gründlichkeit und Tüchtigkeit.“ — Als 1885 der zweite Band der Synopsis der Pflanzenkunde in der Neubearbeitung durch Prof. Dr. Frank vorlag, schrieb der Kritiker in der „Flora“¹¹⁾ zunächst ein Lob der alten Auflage: „Wer die Synopsis der Botanik in zweiter Auflage kennt, wird wissen, welche Fundgrube der Belehrung in diesem Buche geboten ist, wie namentlich jeder nur irgend mit der Pflanzenwelt in Beziehung praktischer Richtung Rechnung getragen ist“, dann folgt die Anmerkung: „Das Werk trägt unverändert das Gepräge des alten Leunis“, wenn auch an ihm im einzelnen überall die sichtende Hand des Neubearbeiters zu erkennen ist. Die Inhaltsangabe schließt mit den Worten: „An alles reiht sich noch leicht übersichtlich und wohlgeordnet in staunenswerter Fülle bei jeder irgendwie bemerkenswerten Pflanze alles nur Wissenswerte aus den verschiedensten Gebieten der praktischen oder angewandten Botanik, ja selbst mythologische, heraldische, philologische Notizen finden sich in reicher Menge.“ Die Angabe des Preises für das „unvergleichliche Werk“ endet die warmherzige Empfehlung.

Schließen wir unsere kleine Auswahl von aner kennenden Urteilen, die vor allem sich auf die Synopsis beziehen, mit der Feststellung, daß die Leunisschen Schulbücher „bis zum Ende der 1870er Jahre die einzigen guten naturgeschichtlichen Lehrbücher bildeten“¹²⁾.

*

Schon die obigen Zeitangaben über die lesterschienenen Auflagen der Schulbücher zeigen, daß nunmehr bereits seit vielen Jahren auch Leunis' Lehrbücher

aus dem Schulgebrauch ausgeschieden

sind.

Leunis selbst gehörte, wie er als Autodidakt die Natur beobachtet und studiert und den eigenen Erkenntnisweg durch die analytische Behandlung in seinen Lehrbüchern weiteren Kreisen geöfnet hatte, der „morphologisch-systematischen Richtung“ an, die über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus die Kreise der Naturwissenschaftler beherrschte. Aber die Forschung kennt keinen Halt; immer tiefer drang sie in die Geheimnisse der Lebenserscheinungen ein; immer mehr drang daher auch die „biologische Richtung“ vor. Leunis verschloß sich selbst nicht den Forderungen der Zeit und legte daher stets die bessernde Hand an die Neuauflagen. Mehr noch taten das nach seinem Tode, aber gewiß auch in seinem Geiste, die Bearbeiter der neuen Auflagen, so daß z. B. die dritte Auflage der Synopsis der Botanik in dem allgemeinen Teil von Prof. Dr. Frank „so gut wie vollständig neu bearbeitet und dadurch auf den gegenwärtigen Stand unserer Wissenschaft gebracht worden ist“¹³⁾. Dasselbe gilt, wie schon oben erwähnt, von der Zoologie und Mineralogie in den letzten Auflagen von Ludwig und Senft.

Im Schulwesen wurde die beschreibende Naturkunde aus den oberen Klassen mehr und mehr verdrängt und in die unteren Klassen verlegt und auch hier mehr und mehr das biologische Moment betont. Die Reformideen des Marburger Prof. Dr. Schmeil drangen stärker vor und beherrschen nunmehr seit Jahren die Lehrpläne der höheren Schulen.

Diese Entwicklung spiegelt sich wieder in dem Erscheinen der letzten Auflagen der Leunisschen Schullehrbücher. 1880 bzw. 1881 erschienen die letzten Auflagen des dritten Teiles der Schulnaturgeschichte und des analytischen Leitfadens: Die Mineralogie und Geognosie. Mineralogie war bisher Lehrfach in den oberen Klassen; mußte aber nun vor Physik und Chemie zurücktreten; ein Lehrbuch erübrigte sich. In der letzten Klasse mit Naturgeschichte, in der Obertertia, mußte ein mehr oder weniger gutes kurzes Diktat über die Grundbegriffe der Mineralogie, Geognosie und Geologie genügen. Im Abbau folgt der Mineralogie die Zoologie; 1891 erscheint daher die Schulnaturgeschichte, 1897 der Leitfaden zum letztenmal; die Botanik bildete den Schluß: 1900 die Schulnaturgeschichte, 1907 der Leitfaden, beide in zwölfter Auflage.

Und dieser Entwicklung konnte auch das *Josephinum*, die Anstalt, an der Leunis ein halbes Jahrhundert gewirkt und für die er zunächst seine Lehrbücher verfaßt hatte, sich nicht entziehen. Im Schuljahr 1890/91 wird Naturgeschichte in den drei mittleren Klassen (Ober-, Untertertia und Quarta) noch nach Leunis' *Schulnaturgeschichte* doziert, die beiden unteren Klassen (Quinta und Sexta) benutzen bereits Lübens' Leitfaden.

Zwei Jahre später, 1892/93, tritt in den drei mittleren Klassen an die Stelle der Schulnaturgeschichte der kleinere „Analytische Leitfaden“. 1908/09 erscheint zuerst Schmeißs Leitfaden in den unteren Klassen. 1914/15 schwindet Leunis' Leitfaden völlig, und nur Schmeißs Leitfaden ist das Lehrbuch für alle Klassen, in denen naturgeschichtlicher Unterricht erteilt wird. Inzwischen — 1911/12 — hatte die Biologie als besonderes Lehrfach für die Unterprima im Lehrplan Platz gefunden; sie mochte und konnte einzelnen Lehrern Gelegenheit bieten, mit der Tier- und Pflanzenwelt der Heimat bekannt zu machen. —

Leunis' Synopsis wollte schon seit der zweiten Auflage kein Lehrbuch für bestimmte Anstalten sein, vielmehr ein Hand- und Nachschlagewerk für alle, die sich auf dem, was die Schule ihnen einst bot, weiter fortbilden und das weite Reich der Natur wissenschaftlich beobachten und erfassen wollten. Und das ist sie auch in der Gegenwart noch für ungezählte Freunde der Natur. Gewiß hat die Naturwissenschaft in dem letzten halben Jahrhundert, das nun fast seit dem Erscheinen der letzten Auflagen der Synopsis schon wieder verflossen ist, auf allen Gebieten ungeahnte Fortschritte gemacht, und manche volkshundliche wie geschichtliche Angaben im „alten Leunis“ mögen sich als unzutreffend und irrig erwiesen haben: gleichwohl kann sie auch heute noch Führer und Wegweiser in unzähligen Fällen sein. Sie hat auch heute noch ihre Bedeutung auf dem Büchermarkt.

Es ist zu beklagen, daß der bereits vom Verlage vorbereitete Plan einer Neubearbeitung der Synopsis der Zoologie in vierter Auflage durch den Ausbruch des Weltkrieges 1914 vereitelt wurde.

¹⁾ Über Link vgl. Seeland, Zur Literatur der Flora von Hildesheim (Mitt. aus dem Roemer-Museum, Nr. 27. 1927) 5.

²⁾ Vgl. Dr. Mathias Brinkmann, Die Vogelwelt Nordwestdeutschlands (Hildesheim, 1933).

³⁾ Über August Schlauer und seine Beziehungen zu Leunis vgl. Seeland, August Schlauer, ein Hildesheimer Botaniker (Mitt. aus dem Roemer-Museum, Nr. 40 (1936)).

⁴⁾ Über Adolf Roemer (geb. 1809 in Hildesheim, gest. 1869 in Clausthal als Berg- und Direktor der Bergakademie) vgl. die unter 3 genannte Schrift.

⁵⁾ Grube a. a. D. 80 f.

⁶⁾ Grube, a. a. D. 40. — Oberstudiendirektor Konrad Ernst (gest. 1934) erwähnte gelegentlich, daß er während seines Aufenthaltes in Spanien daselbst in allen größeren Bibliotheken auch Leunis' Werke vorgefunden habe.

⁷⁾ Eduard Michelsen in „Illustrierte Zeitung“, Nr. 1571 vom 9. Aug. 1873. 99ff. — Über Michelsen vgl. Gebauer, Gesch. der Stadt Hildesheim II, 433 und Wilh. Rothert, Allg. hannov. Biographie I (1912) 232 ff.

⁸⁾ Leopoldina (Dresden) VIII, Nr. 11—12 (1873), 82 ff.

⁹⁾ W. Harms im Handwörterbuch der Naturw. Bd. VI, 176.

¹⁰⁾ „Flora“, Allgem. Bot. Zeitung (Regensburg). Jahrg. 65. (1882). 496 f.

¹¹⁾ Dasselbst 1885, 356 ff.

¹²⁾ E. Rudolf im Herderschen Lexikon der Pädagogik, III, 426.

¹³⁾ Leunis-Frank, a. a. D. Vorrede. —

VI.

Leunis, der volkstümliche und anerkannte Gelehrte.

Leunis, einer einfachen, kinderreichen Familie auf dem Dorfe entsprossen, in seiner Studienzeit gezwungen, sich selbst durch Annahme von Privatstunden und Präzeptorat die Mittel zum Studium zu beschaffen und noch als junger „Professor“ im ersten Jahrzehnt recht kärglich besoldet, ist der einfache, schlichte Mann geblieben, volkstümlich und volksverbunden, bis hinein in die letzten Jahre seines Lebens, wo das Übermaß seiner schriftstellerischen Tätigkeit ihn mehr und mehr von der äußeren Welt absonderte und an das Studierzimmer und den Schreibtisch bandte. Schon früh wurde Prof. Leunis in dem damals noch kleinen Hildesheim eine allgemein bekannte und geachtete Persönlichkeit. Dazu trugen nicht am wenigsten die früher erwähnten Aufsätze naturgeschichtlichen Inhalts bei, die er von Zeit zu Zeit im „Sonntagsblatt“ und im „Mittwochenblatt“ veröffentlichte und die wegen ihres praktischen und allgemein interessierenden Inhalts in jener zeitungss- und papierarmen Zeit einen aufmerksamen Leserkreis fanden. Da Leunis seine Artikel mit vollem Namen zu zeichnen pflegte, konnte er der Öffentlichkeit nicht fremd bleiben. Dazu kamen zuweilen Aufrufe und Angebote in den Zeitungen; wenn er etwa das Vorkommen bestimmter Tiere in der Heimat feststellen wollte, z. B. das Vorkommen der Hausratte¹⁾, setzte er einen bestimmten Betrag für jedes ihm gebrachte Exemplar aus. Seine ausgedehnten Exkursionen bei jeglichem Wetter und zu jeglicher Tageszeit durch Felder und Wiesen, durch Berg und Wald, durch Sumpf und Moor — Exkursionen, bei denen er als Naturforscher sich nicht bloß an die gebahnten Wege halten konnte, wenn er die Tierwelt belauschen und beobachten und die Pflanzenwelt studieren wollte, machten ihn besonders außerhalb der Stadtgrenzen mit dem Volke bekannt. Und an dieses mit der Natur verbundene Volk mußte er sich wieder wenden, wenn er von Schaden und Nutzen mancher Naturkörper, von ihrem Gebrauch und vom Aberglauben, der sich oft an sie knüpfte, hören wollte. So kam es bald, daß man sich an Prof. Leunis wandte, wollte man

Auskünfte über naturwissenschaftliche Dinge haben; ihm brachte man alles, was man an Merkwürdigkeiten draußen fand und entdeckte. So brachte man ihm aus Ottbergen ein kleines böses Tierchen, das in den Gärten Schaden anrichtete; und Leunis bestimmte es als „Maulwurfsgrille“ und schrieb seinen Aufsatz darüber im „Sonntagsblatt“ (1838). So erschien bei ihm ein Bauer mit seinem Jungen, und dieser zog zum Schrecken des Professors eine große lebende Kreuzotter aus der Hosentasche, ohne glücklicherweise von der giftigen Natter gebissen zu werden²⁾. So wurde ihm gern gemeldet, daß bei Nordstemmen an der Leine ein Pferdekadaver liege, und Leunis nahm dankbar die Botschaft entgegen und zog hinaus, um mit reicher Ausbeute an allerlei Insekten und Würmern wieder heimzukehren³⁾.

In Leunis besaß Hildesheim in dem vorigen Jahrhundert ohne Zweifel den vorzüglichsten Vertreter der Naturwissenschaft⁴⁾, von dem mannigfache Anregung für das wissenschaftliche Leben ausging. Mit ihm stand in engster Beziehung der beachtenswerte Hildesheimer Botaniker August Schläuter, der, nur um ein Jahr jünger als Leunis, in vielen anstrengenden Exkursionen die heimische Pflanzenwelt erforschte und gar manche wertvolle Entdeckung machte, der seine Fundortsangaben Leunis zur Verfügung stellte und zahlreiche Exsikkaten für das Herbar überließ, der aber nach langem schweren geistigen und körperlichen Siechtum schon 1849 starb⁵⁾. Zwei jüngere Botaniker: Wilhelm Brandes (geb. 1834 in Hildesheim) und Karl Beckmann (geb. 1845 in Northeim), die beide als Apotheker in ihrer Lehr- und Gehilfenzeit auch die Flora unserer Heimat durchforschten, waren mit Leunis bekannt; noch zeigt sein Handexemplar der Flora hanoverana excursoria von G. F. W. Meyer die handschriftlichen Eintragungen von Fundortsangaben, die er Beckmann und Brandes verdankte⁶⁾.

Von besonderer Bedeutung sind die Beziehungen Leunis' zu den drei Brüdern Roemer, die vor allem als Geologen Hervorragendes geleistet haben. An Jahren jünger als Leunis — Adolf, geb. 1809, als der älteste um 9 Jahre, Ferdinand, geb. 1818, als der jüngste um 16 Jahre — und Schüler des Gymnasium Andreanum, fanden sie doch schon früh den Weg zu Leunis und bei ihm die nachhaltigste Anregung. Eine aufrichtige Freundschaft verband diese Männer der Wissenschaft dann bis zu ihrem Tode. Adolf Roemer, der 1869 in Clausthal als Bergat und Direktor der dortigen Bergakademie starb, wurde von Leunis, wie schon früher erwähnt, zum Bearbeiter des dritten Teiles der Synopsis (Mineralogie) gewonnen. Ferdinand Roemer, der 1891 als Professor der Geologie in Breslau starb und der erfolgreichste und berühmteste der drei Brüder war, pflegte seine Vaterstadt Hildesheim nicht zu besuchen, ohne auch im Josephinum bei dem Prof. Leunis, dem alten väterlichen Freunde, vorzusprechen⁷⁾.

Noch bedeutungsvoller wurde Leunis' Beziehung zu dem dritten Bruder, dem späteren Senator Hermann Roemer, der hier 1894 starb und dessen Name in dem Hermann Roemer-Museum fortlebt. Hier fanden sich zwei Männer, die von gleicher Begeisterung für die Naturwissenschaft, von gleichem opferwilligem Streben nach der Verbreitung und Förderung naturkundlicher Kenntnisse im Volke beseelt waren. Am 29. Juli 1844 erstand hier der „Verein für Kunde der Natur und der Kunst im Fürstentum Hildesheim und in der Stadt Goslar“; den Vorstand bildeten die beiden Medizinalräte Dr. Vergmann und Dr. Prael, Justizrat Hermann Adolf Lünzel, der verdienstvolle Historiker unserer Heimat, sein Nefse, der eben genannte Hermann Roemer, damals Stadtgerichtsassistent, und unser Prof. Leunis. Leunis wurde zum Vorsitzenden gewählt und hat dann 22 Jahre dieses Amt versehen⁹⁾. Das Hauptziel des Vereins war die Schaffung eines Museums. Schon nach kaum einem Jahre, am 8. Juni 1845, konnten die Sammlungen, die in einer Kurie am Domhof (Nr. 26) ihre erste Aufstellung gefunden hatten, geöffnet werden. Durch Geschenke wuchsen sie bald, so daß die engen Räume der Domkurie nicht mehr genügten. Zu Weihnachten 1855 erfolgte daher der Ankauf der einstigen Franziskanerkirche für 4925 Taler; 1857 begann, nachdem die lutherische St. Martinigemeinde diese ihre bisherige Pfarrkirche geräumt hatte und nach St. Michael übergesiedelt war, der Umbau, und im April 1859 wurde das Museum hier neu eröffnet.

Die „Seele des Museumsvereins“ war, wie Gebauer a. a. O. schreibt, gewiß der junge, tatkräftige und unermüdliche Hermann Roemer, der bei seiner engen verwandtschaftlichen Verbindung mit der begüterten und einflußreichen Familie Lünzel, durch seine umfassende kommunalpolitische Tätigkeit und durch seine reichen wissenschaftlichen und organisatorischen Gaben alle der Gründung eines stattlichen Museums entgegenstehenden Schwierigkeiten zu überwinden und überall Interesse für seine Pläne zu wecken verstand. Er rettete St. Bernwards Basilika, St. Michael, vor dem drohenden Untergange, gewann die Martinigemeinde für den Plan, St. Martini aufzugeben und nach St. Michael zu ziehen. Er wußte vor allem auch die schwierigen finanziellen Fragen zu lösen. Sein treuester, eifrigster, verständnisvollster Mitarbeiter und Berater war gewiß der Präsident des Museumsvereins, Prof. Leunis. Von Anfang an spendete Leunis auch aus seinen eigenen umfangreichen Sammlungen ansehnliche Geschenke für das Museum. So konnte schon der erste Bericht des Vereins mitteilen, daß die Käfersammlung 1600 Arten umfasse; nach dem dritten Berichte schenkte Leunis eine umfangreiche Sammlung einheimischer Schmetterlinge. Fortgesetzt bedachte er das Museum mit Naturalien, Kunstwerken, naturwissenschaftlichen Büchern usw. und half auch nach Kräften durch Gaben an Geld

bei dem Umbau und der Ausgestaltung des Museums. Ihm überwies er auch durch letztwillige Verfügung seine gesamte reichhaltige Insektensammlung. —

Leunis, den verdienstvollen Mitbegründer des jetzigen Roemer-Museums, hat man dankbar geehrt durch die Aufstellung seiner von dem Bildhauer Georg Küsthardt angefertigten Statue vor dem Hauptportal (Januar 1903).

Leunis' Leben war das Leben und Wirken im Dienst der Wissenschaft und im Dienst der Allgemeinheit. An den Verleger seiner Werke in Hannover schrieb er einmal (am 31. 10. 1854): „Ich habe ja von meinen Arbeiten gar nichts, nur der Gedanke, nach Kräften genützt zu haben, ist mein einziger Trost, wenn meine Gesundheit so sichtlich durch fortwährende Anstrengungen im Abnehmen ist.“ Das Honorar, das er erhielt, war nicht bedeutend im Vergleich zu den hohen Auflagen; aber die Absicht, den Preis der Bücher doch recht niedrig zu halten, bestimmte ihn, sich mit wenigem zu begnügen.

Sein wissenschaftlich tief begründetes Schaffen und Arbeiten im Dienste des Volkes blieb nicht ohne Erfolg — aber auch nicht ohne ehrende Anerkennung. Auf die anerkennende Kritik, die von Anfang an seine Lehrbücher fanden, ist bereits hingewiesen. Hier sei noch kurz das Nachstehende angefügt: Der land- und forstwirtschaftliche Verein in Hildesheim ernannte Leunis 1853 zu seinem Ehrenmitgliede. In seinem Dankschreiben spricht er von dem Plane, eine landwirtschaftliche Entomologie zu schreiben: „Mein Hauptbestreben ist auf eine landwirtschaftliche Entomologie gerichtet, welche durch gute Holzschnitte und billigen Preis auch den wenig bemittelten Landwirten verständlich und zugänglich sein soll“; er bat, ihm von Schäden, die der Landwirtschaft von Zeit zu Zeit durch Insekten zugefügt werden, zur Untersuchung Kenntnis zu geben. Leunis' Plan ist nicht zur Ausführung gekommen; ebenso wenig die größere Autobiographie und „Volksnaturgeschichte“, die er gleichfalls in Aussicht gestellt hatte. —

Am 11. April 1855 verlieh die Universität Göttingen Leunis den „Doctor philosophiae et artium liberalium magistrum honoris causa“ und nennt ihn im Diplom „libris editis ac disciplinae praestantia longe lateque notum et illustrem“. Zugleich ersehen wir aus dem Diplom, daß Leunis Mitglied der naturwissenschaftlichen Vereine von Rheinland-Westfalen, von Nassau, in Emden und in Altenburg war.

Die „Kaiserlich Leopoldinisch-Carolinische Deutsche Akademie der Naturforscher“ nahm Leunis am 2. April 1861 als Mitglied (mit dem Cognomen Blumenbach) auf.

Auch die hannoversche Regierung ehrte in Leunis den Mann der Wissenschaft durch die Verleihung des Guelphenordens (1865). —

So hat es unserem Leunis an Anerkennung und Ehren nicht gefehlt. Als naturwissenschaftlicher Schriftsteller, besonders als Verfasser vorzüglicher Lehr- und Schulbücher, wie als Mitbegründer und Förderer des Hildesheimer Museums hat er über die Grenzen seiner Heimat und über die Zeit seines Lebens hinaus sich den Ruf eines hervorragenden Gelehrten erworben.

„Ein reproduktives Genie mit umfassendem Wissen“ hat man Leunis genannt⁹⁾. Eine solche Charakteristik ist als zutreffend und berechtigt zu bezeichnen. Leunis ist nicht der Naturwissenschaftler, der, vom Glück begünstigt, in langjährigem Hochschulstudium von Fachgelehrten geleitet und ausgebildet wurde, um dann auf diesem sicheren Fundamente und im Besitze aller technischen Hilfsmittel naturwissenschaftlicher Laboratorien selbständig forschen und durch Entdeckungen die Wissenschaft vorwärts drängen zu können. Er ist der schlichte Mann, der, ohne je auf dem Gymnasium oder gar einer Universität naturwissenschaftlichen Unterricht erhalten zu haben, aber doch zum Naturforscher geboren, in durchaus selbständigem Forschen und Suchen die drei großen Reiche der Natur in ihren tausendfachen Erscheinungsformen zu erkennen und zu erfassen suchte; der dann, zum Lehramt an dem Gymnasium berufen und jahrzehntelang mit Lehrstunden auch in anderen Fächern überhäuft, sich vor allem im Interesse des eigenen naturkundlichen Unterrichts und seiner Schüler zur Abfassung seiner Lehrbücher entschließt. Gewiß stützt er sich stets nach Möglichkeit auf eigene Beobachtungen und Versuche; aber er ist noch mehr darauf angewiesen, das überreiche Material, das die Spezialforschung anderer auf allen Gebieten der Naturwissenschaften in rascher Folge zusammentrug, zu studieren, zu prüfen und für die eigenen Zwecke zu sichten und zu übernehmen. Leunis' Bedeutung und Größe bestand darin, daß er das gesamte naturwissenschaftliche Wissen seiner Zeit in einzigartiger Weise zusammenzufassen, übersichtlich zu ordnen und klar darzustellen verstand. So entstanden seine Lehrbücher, die als die besten seiner Zeit galten; so schuf er seine „Synopsis“, die auch heute noch als einzigartiges, vorzügliches Nachschlagewerk gern benutzt wird.

Leunis war, wie die Kritik seiner Lehrbücher, insbesondere der Synopsis, anerkannt hat, auf dem Gebiete der Naturwissenschaften ein Genie; will man es als ein mehr reproduktives bezeichnen, so ist es nicht unbegründet. Sein eigener Entwicklungsgang, seine Einstellung als Systematiker, entsprechend dem derzeitigen Stande des naturkundlichen Wissens, seine umfassende Lehr- und Tätigkeit und sein Streben, in seinen Handbüchern wahre Wissenschaft zu bieten: alles das zwang ihn zum ununterbrochenen Studium der Literatur, zur eigenen Fortbildung und damit auch für seine schriftstellerische Tätigkeit zur „Reproduktion“.

¹⁾ Vgl. Grube, S. 22f. ²⁾ Daselbst. S. 17. ³⁾ Daselbst. S. 13.

⁴⁾ Gebauer, Gesch. der Stadt Hildesheim II, 449.

⁵⁾ Vgl. Seeland, August Schlaüter ein Hildesh. Botaniker (Mitt. aus dem Roemer-Museum, 1936, Heft 40).

⁶⁾ Über Brandes vgl. Seeland, Zur Literatur über die Flora von Hildesheim (Mitt. aus dem Roemer-Museum [1927] Nr. 27, 15 f. — Brandes übernahm 1860 die väterliche Apotheke, verzog 1871 nach Hannover, wo er 1916 starb. — Karl Ludwig Beckmann, 1845 in Northeim geboren, war 1870 bis 1890 Apotheker in Bassum (Prov. Hanover), schrieb die „Florula Bassumensis“ (Naturv. in Bremen, X [1889],) † 1. 7. 1898 in Hannover. Beckmann war ein vorzüglicher Kenner der Gattung Carex. Vgl. Aschersohn und Graebner, Synopsis II, 219. (1902/04) und 48/49. Jahrb. d. Naturh. Gesellschaft zu Hannover (1900), 6 ff.

⁷⁾ Zu den 3 Roemer vgl. die unter 5) genannte Schrift über Schlaüter, Seite 16—20.

⁸⁾ Vgl. Gebauer, Gesch. der Stadt Hildesheim II, 448 ff., Jahresberichte des Vereins für Kunde der Natur und der Kunst im Fürstent. Hildesheim und der Stadt Goslar. — Über Lünzel vgl. Allg. Deutsche Biographie, Band 19, 643; Rich. Doeberner, Studien zur Hildesh. Geschichte (Hildesheim 1902): 176 ff.: Die Hildesh. Familie Lünzel, Aus dem Nachlaß des Senators Hermann Roemer. — Über Dr. Gottlob Heinrich Bergmann († 29. 10. 1861, seit 1844 Mitglied der Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher) vgl. Allg. Deutsche Biographie, Bd. 2, 392.

⁹⁾ So in Herders Konversations-Lexikon, 3. Aufl. (1905), V, 743.

VII.

Leunis' Tod und Begräbnis. Nachruf des Direktors Müller.

In den Osterferien des Schuljahres 1872/73¹⁾ hatte Leunis, der als Domscholar durch den Dienst im Dome während der Karwoche und an den Ostertagen in Anspruch genommen war, wenig Zeit zur Erholung gefunden. Unermüdlich hatte er auch trotz seines hohen Alters von über 70 Jahren an seiner Synopsis gearbeitet. Am Sonnabend, dem 26. April 1873, gegen Abend besuchte ihn seine Nichte, und mit ihr vereinbarte Leunis noch einen Besuch für den kommenden Sonntag in seiner Heimat Mählerten bei seiner dort verheirateten Schwester. Die Nichte verließ ihn, kehrte aber nach Erledigung einiger Einkaufsgeschäfte in der Stadt zu ihrem Onkel zurück, um sich zu verabschieden. Und sie findet ihn — vor dem Schreibtisch zusammengebrochen, regungslos am Boden liegen: ein Gehirnschlag hat den Prof. Leunis getroffen. Ohne daß das Bewußtsein noch wiederkehrte, entschlief er nach vier Tagen, am Mittwoch, den 30. April, nachmittags gegen 2 Uhr.

Am 3. Mai, nachmittags 3 Uhr, wurde Leunis' Sarg von der kleinen Aula des Josephinums aus über den kleinen Domhof um die Kathedrale

39. Festuca L. in: S. 102. Schwingel. Wie Poa, aber
Blüthen lanzettlich od. lanzett-pfeilförmig, auf dem Rücken flügelnd,
gewöhnlich mit einem Rückennerve, welcher in ein Wölkchen aus-
geht; obere Klappe sehr fein gewimpert. Eine sehr schwierige
Poa und Bromus nahe verwandte Gattung mit 22 deutschen Arten, welche
fast alle zu den besten Futtergräsern gehören.

F. pratensis & *arundinacea* gehören zu unsern
Hauptgräsern, namentlich Weizen- & Gerstengräser
sowie auch die *F. ovina* gehört zu unsern Hauptgräsern
Weizen ist zu Weizenweizen & Gerstengräsern
gehört.
F. ovina Weizen Weizen Weizen Weizen Weizen
gehört zu unsern Hauptgräsern & Weizen
zu Weizen Weizen Weizen Weizen Weizen
gehört, Weizen Weizen Weizen Weizen Weizen
gehört.

Leunis' letzte Schriftzüge.

Am Schreibtisch mit der Bearbeitung der Gramineen-Gattung Festuca für die Neu-
auflage der Synopsis beschäftigt, erlitt Leunis am 26. April 1873 einen Schlaganfall.

Das Originalblatt (20×14 cm) zeigt den aus der ersten Auflage der Synopsis
entnommenen Ausschnitt in Druckschrift; es folgen die neuen handschriftlichen Zusätze,
zuletzt über Festuca ovina. Hier lassen die immer stärker entstellten Schriftzüge, die in
mehrfachen regellosen Strichen enden, das plötzliche Verlöschen des Lebens erkennen.

Das Original ist von Frau Rektor Frühlingsdorf, geb. Tönnies, — siehe S. 71, Anm. 1 — dem Leunis-
Museum überwiesen.

herum durch das nordöstliche Portal des Domes und durch den ehrwürdigen Kreuzgang auf den St. Annenfriedhof getragen. Dort fand Leunis in der Nähe des Tausendjährigen Rosenstocks seine letzte Ruhestätte. Schlicht und einfach wie sein Leben ist seine Grabstätte; nur sein Name nebst Geburtsdatum und Todestag sind in den Sockel des einfachen Grabkreuzes eingemeißelt.

Am Grabe widmete dem Verstorbenen der Direktor des Gymnasiums, Domkapitular Müller, der mit Leunis eng befreundet gewesen war und ihm besondere Hilfe bei der etymologischen Worterklärung für die Synopsis geleistet hatte, den nachstehenden Nachruf, den wir als eine zusammenfassende Würdigung von Leunis' Leben und seinem Lebenswerk erkennen²⁾.

„In ernster Stimmung umstehen wir das Grab, welches soeben die sterblichen Überreste eines bedeutenden Mannes in sich aufgenommen hat, und tief bewegt ergreife ich das Wort, um dem Hingeschiedenen, dem wir das Trauergelait gegeben, einen letzten Nachruf zu widmen. — Er war mein Lehrer und vieljähriger Amtsgenosß, und über seine Gruft hinaus drängt es mich, zunächst noch einmal öffentlich den Dank auszusprechen für alles, was ich in dieser Beziehung Förderliches, Freundliches und Gutes von ihm empfangen. — Er war Lehrer am Gymnasium Josephinum, in dessen Schulen er seine allgemeine wissenschaftliche Vorbildung erhielt, an dem er selbst dann in ununterbrochener Tätigkeit fast ein halbes Jahrhundert gewirkt hat, und auf welches auch jetzt noch nach seinem Tode gewissermaßen als Erbschaft der Abglanz seines ehrenvollen Namens fällt. In dieser Eigenschaft war er der Lehrer von vielen Hunderten von Schülern, die dankbar seiner eingedenk bleiben werden, und von denen die letzten und jüngsten, die mit an diesem Grabe stehen, noch vor wenigen Tagen zu seinen Füßen saßen und bei Beginn der kurzen Osterferien nicht ahnen konnten, daß sie die Züge ihres Lehrers nicht wiedersehen, seine altvertraute Stimme nicht wieder hören würden. — Aber weit über diesen persönlichen Unterricht hinaus war er in anregender und wirksamer Weise Lehrer durch die von ihm verfaßten trefflichen Bücher. Im ganzen großen Vaterlande ist in zahllosen Schulen und Häusern der Name Leunis wohlbekannt und hochgeehrt, und noch weit über die Grenze Deutschlands hinaus ist der Ruf desselben durch seine Werke gedrungen. In Rede und Schrift war er so ein Lehrer im umfassendsten Sinne des Wortes, ein Lehrer, auf den die Stelle der Bibel ihre buchstäbliche Anwendung findet:

„Er sprach von den Bäumen, von der Zeder, die auf dem Libanon steht, bis zu dem Hysop, der aus der Wand sproßt, und er sprach von den Tieren des Feldes, den Vögeln der Luft, dem kriechenden Gewürm und den Fischen des Wassers, und es kamen zu ihm aus allem Volk zu hórchen seiner Lehre“ (III. Reg. 4, 33 f.).

Reiche Kränze für erworbenes literarisches Verdienst werden voraussichtlich aus anderen Händen auf diese Gruft fallen; aber ein Kranz besonders ist es, den ich darauf niederlegen möchte. Es ist der Kranz des stillen, beharrlichen, unermüdlichen Fleißes, der neben dem angeborenen seltenen Scharfblicke für die Natur den Verewigten ausgezeichnet hat, ein Kranz, den ihm zu weihen niemand so berechtigt ist, als einer aus dem kollegialischen Kreise, in dem der Verewigte wie in seiner Familie lebte. Er hatte das Glück, von Anfang an seinen Beruf zu erkennen, dank seiner Stellung am Gymnasium und an der Kathedrale die Möglichkeit, sich ihm hinzugeben, er hatte das Geschick, ohne eigentlichen Unterricht, als Autodidakt, in diesem Berufe sich zurechtzufinden, und die Kraft, ohne äußeren Antrieb und zunächst ohne einen anderen Lohn als den, der in der Sache selbst liegt, darin zu beharren und sich ganz auf ihn zu konzentrieren. Nach jahrelang fortgesetztem Wandern durch Wald und Feld, über Berg und Thal, durch Sumpf und Moor, um zu beobachten, zu forschen, zu sammeln, saß er dann wieder Jahre und Jahre lang, das Gesammelte zu bestimmen, zu ordnen und das unermessliche Gebiet naturwissenschaftlicher Literatur geistig zu durchziehen, mit solchem zähen Eifer, daß er vielfach darüber Essen und Trinken, Schlaf und Erholung vergaß. So entstanden seine Werke, in denen, wie im Bau fleißiger Bienen der Saft und Staub von tausend und abertausend Blüten wohl verarbeitet und gestaltet aufgespeichert ist, die Erzeugnisse der reichen wissenschaftlichen Einzelforschung unserer Zeit zum System geordnet und mit seltener Kunst des Ausdrucks und der Fassung wunderbar zusammengedrängt sich finden.

Er ist abgerufen nach langer, unverdrossener Arbeit, aber doch nicht am Schlusse derselben. Wir fanden ihn niedergesunken neben seinem Arbeitstische; auf demselben, noch naß von seiner Feder, die Manuskriptblätter des zweiten Bandes seines bedeutendsten Werkes, deren Überarbeitung er nicht vollenden sollte. Wohl wird man bei dem, wenn auch nur wenigen Fehlenden inne werden, welch ein Meister in ihm dahingeshieden ist.

So schaffte und wirkte er in seinem eigentlichsten Berufe trotz fühlbarer körperlicher Schwäche bis zum letzten bewußten Atemzuge. Darin liege besonders für unsere studierende Jugend eine Lehre ihres Lehrers noch in seinem Tode! In seinem Leben aber, besonders in dem eigentlichen Beginn seiner Laufbahn, sei er ihr ein leuchtendes Beispiel, in dem das Wort des Dichters verkörpert uns vor Augen tritt:

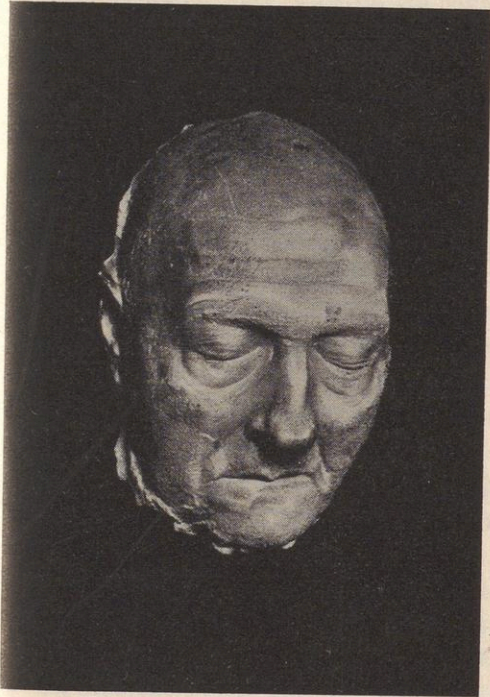
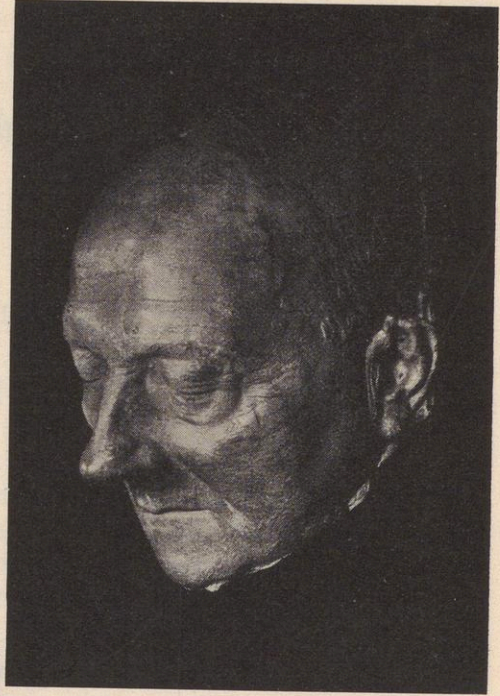
„Wer etwas Treffliches leisten will,
Hätt' gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschläft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.“

Doch scheiden wir jetzt von der irdischen Hülle, die hier im verwandten Staube zu Staub zerfällt. Er selbst ist ja, wie der Schmetterling die Puppe sprengt, auf Geistes Flügeln emporgetragen in jenes Reich, wo in größerer Nähe des Schöpfers auch die Wunder der Schöpfung und die Rätsel der Natur dem Auge des Forschers klarer sich erschließen, und wo der treuen Arbeit des Dahingeshiedenen, so vertrauen wir, schon jetzt, oder, durch unsere Gebete gefördert, doch bald, der verheißene ewige Lohn wird.“ —

¹⁾ Das Schuljahr begann Ende September 1872 und endete Mitte August 1873 mit der üblichen Versetzung und Prämienverteilung.

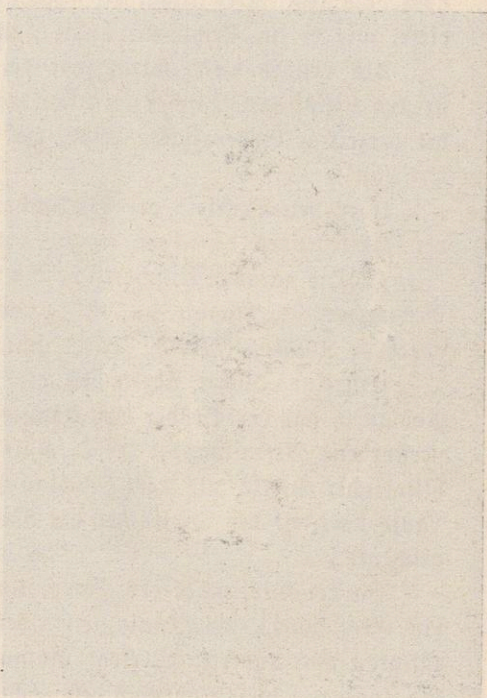
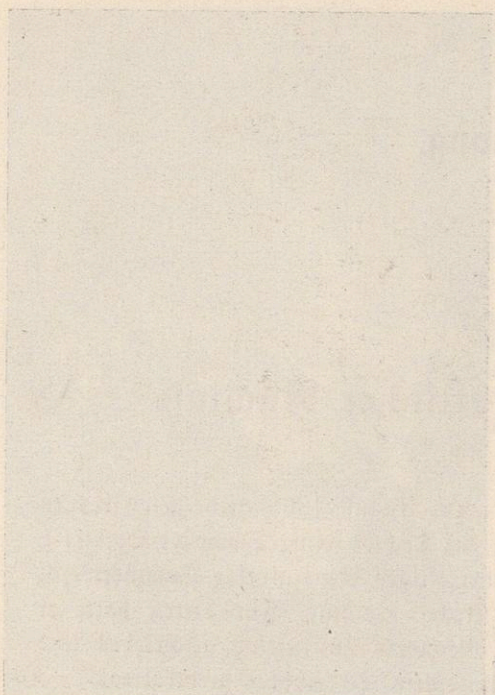
²⁾ Vgl. Grube, 79—85. Nachruf im Schulprogramm 1872/73, 34 f. — Joseph Godehard Müller, geb. 13. 1. 1816 zu Moritzberg, besuchte von Michaelis 1827 an das Josephinum und bestand Michaelis 1833 das Abiturientenexamen. Nachdem er dann bis Ostern 1837 in Göttingen Philosophie studiert hatte, trat er, erst 21 Jahre alt, in das Lehrerkollegium des Josephinums ein, in dem er bis Michaelis 1842 blieb. Dann studierte er 1842 bis 1845 zuerst in Freiburg, zuletzt in Rom Theologie und empfing am 8. Oktober 1845 die Priesterweihe. Nach seiner Rückkehr bekleidete er bis Ostern 1850 die Professur der Moral an der theologischen Lehranstalt, um dann zum Josephinum zurückzukehren; er war zunächst Ordinarius der Unterprima. Als der hochbetagte Direktor Renke um Pfingsten 1866 das Direktorat niederlegte, verwaltete Müller zunächst kommissarisch das Direktorat, bis er am 22. 1. 1868 zum Direktor ernannt wurde. Er führte dieses Amt bis zum Ende des Jahres 1877, wo die zunehmende Schwäche ihn zur Niederlegung des Amtes zwang. Freiwillig beteiligte er sich auch fernerhin am Unterricht in der Prima (wöchentlich 8 Stunden). 1867 war er zum Domkapitular ernannt. Im letzten Jahre seines Lebens war er infolge der Zeitverhältnisse auch Bischöflicher Generalvikar. Er starb am 7. Februar 1883. (Schulprogramm 1882/84). Es sei bemerkt, daß im Taufregister nur der Vorname Joseph steht, seine Mutter eine Italienerin war und Dechant Joseph Osthaus als Taufpate eingetragen ist. — Erinnerungen an Joseph Godehard Müller (herausg. von Prof. D. Wiefer, im Verlage von Franz Borgmeyer, Hildesheim, 1884) enthalten nach biographischen Notizen Dichtungen und Übersetzungen. —

Müllers Nachfolger im Direktorat war Adolf Kirchhoff. Dieser war am 29. 3. 1834 in Duderstadt geboren, besuchte zunächst dort das Progymnasium und von Michaelis 1850 an das Josephinum. Von Michaelis 1854 bis Michaelis 1858 studierte er an der philosophisch-theologischen Lehranstalt in Hildesheim und empfing am 24. 9. 1859 die Priesterweihe. Von Michaelis 1858 bis dahin 1861 widmete er sich in Göttingen und Bonn dem Studium der klassischen Sprachen und der Geschichte und trat Michaelis 1861 in das Lehrerkollegium des Josephinums ein. 1873 wurde er zum Oberlehrer, Herbst 1877 zum Direktor des Gymnasiums und 1883 zum Präses des Kollegium Josephinum ernannt. 1883 erfolgte auch seine Ernennung zum Domkapitular. Kirchhoff starb in der Nacht vom 19./20. Juli 1894 infolge Herzschlages auf Schloß Johannesberg, wohin er sich zur Erholung mit dem Hochw. Bischof zu dem gemeinsamen Freunde, dem Kardinal Fürstbischof Georg Kopp, begeben hatte. Am 25. Juli 1894 wurde seine sterbliche Hülle hier auf dem St. Annenfriedhofe ins Grab gesenkt. Mit Recht hebt der Nachruf (im Programm 1894/95, S. 18) hervor, daß Kirchhoff „immer und überall ein Muster größter Sittenstrenge und eifrigster Pflichttreue“, „die Stütze des Josephinums für lange Jahre“ war, in hoher Ehrfurcht geachtet von seinen Kollegen und Schülern.



Prof. Dr. Leunis im Tode.

(Nach der Totenmaske von
Prof. Rüsthardt.)



Anhang.

I.

Leunis' wissenschaftlicher Nachlaß.

Prof. Leunis hatte in seinem am 18. August 1863 niedergeschriebenen Testamente seine Nichte Johanne Keese, die Tochter seiner Schwester Dorette¹⁾, zur Universalerin eingesetzt und den derzeitigen Generalvikar Sommerwerck, genannt Jacobi, zum Testamentsvollstrecker ernannt. Für diesen hatte er noch bezüglich aller Einzelheiten eine besondere Instruktion geschrieben und diese, wie er im Testament angibt, in seinem Schreibpult niedergelegt.

Als Leunis 1873 starb, war der von ihm gewünschte Testamentsvollstrecker inzwischen Bischof von Hildesheim geworden; an seine Stelle trat der derzeitige Generalvikar Kopp, der spätere Kardinal und Fürstbischof von Breslau²⁾. —

Über den Verbleib der Bibliothek und der Sammlungen läßt sich aus den vorliegenden dürftigen Angaben das Nachstehende berichten:

1. Die naturwissenschaftliche Bibliothek wurde an das Antiquariat Richter und Harassowitz in Leipzig verkauft; der hierüber von der Firma ausgegebene Katalog (Nr. 9, 1873) umfaßt 37 Seiten.

Einzelne Bücher übergaben die Erben dem hiesigen Roemer-Museum. Vor allem hat der Bruder der Haupterin, der in Hannover am 20. 4. 1915 verstorbene Rechnungsrat a. D. Karl Keese, eine ansehnliche Anzahl naturhistorischer Werke aus dem Nachlaß des Onkels behalten und hat diese im Laufe der Zeit der Bibliothek der Naturhistorischen Gesellschaft in Hannover geschenkt³⁾.

In der Bibliothek des Josephinums finden sich 25 Bände Abbildungen (in Großquart), die Leunis selbst vermutlich in der ersten Zeit seiner Lehrtätigkeit aus anderen Werken zusammengestellt hat. 21 Bände entfallen auf die Zoologie; diese sind nach dem Schulprogramm 1867/68 bereits früher als „Iconographia Zoologica“ durch Kauf in das Eigentum des Gymnasiums

übergegangen; fünf weitere Bände hatte der Porträtmaler Fr. Eltermann aus dem Nachlaß für die Anfertigung eines Bildes des Prof. Leunis erhalten, gab sie aber 1913 für das geplante Leunis-Museum wieder zurück. Vier Bände enthalten Abbildungen von Pflanzen und ihrer Entwicklung (aus Werken von Oken, Bischof, Lenz, Mutell, Berg); sehr umfangreiche Erläuterungen hat Leunis handschriftlich hinzugefügt, so daß man sie als Vorarbeit für die „Synopsis“ ansehen möchte.

2. Von den naturhistorischen Sammlungen Leunis' ging nach letztwilliger Verfügung die Insektensammlung in den Besitz des Museums über, dem Leunis auch schon bei Lebzeiten als Mitbegründer wiederholt einzelne Teile seiner Sammlungen wie auch Bücher und Gaben in Vargeld zugewandt hat. Wegen der übrigen Sammlungen kam es zum Verkaufsvertrage, durch den die Erbin diese dem Josephinum für 500 Taler überließ. Die ursprüngliche Forderung von 600 Taler war ermäßigt, weil die von Prof. Leunis vertragsmäßig zu stellende Schulsammlung von Naturalien sich als völlig unbrauchbar und unzureichend erwies, da Leunis in den letzten Jahrzehnten auch beim Unterricht stets die eigenen Sammlungen benutzt hatte. Der Ankauf war dadurch ermöglicht, daß Direktor Müller aus persönlichen Mitteln den ganzen Betrag als Geschenk zur Verfügung stellte. So kam am 15. August 1873 das Josephinum in den Besitz der nachstehenden Sammlungen:

- a) Konchylien-Sammlung in drei Schränken mit je 20 Auszügen;
- b) Mineraliensammlung in sieben Schränken;
- c) Versteinerungen, namentlich aus Nordwestdeutschland, aber auch ganze Folgen des Pariser und Wiener Beckens;
- d) Insektensammlung in einem Schranke, die für den Schulunterricht besonders wichtigen Gattungen und Arten enthaltend;
- e) Technologische Sammlung, die in Tausenden von Gläsern Früchte von Pflanzen und technische Produkte enthält und eine der Lieblingssammlungen von Leunis war;
- f) das Herbarium;
- g) Korallen- und Reptiliensammlung in einem großen, dreitürigen Schranke.

Dazu noch zahlreiche andere Gegenstände und Naturalien, die für den Unterricht dienlich sein konnten.

Dank dem hochherzigen Entschlusse des Direktors Müller wie dank dem Entgegenkommen der Erben blieben so Leunis' umfangreiche Sammlungen dem Gymnasium Josephinum erhalten. Für ihre Verwendung beim Unterricht, wie für die dauernde Erhaltung dieser ausgezeichneten Sammlungen war aber erforderlich, daß für die Aufstellung ausreichende und geeignete

Räume vorhanden blieben und auch eine von Sachkenntnis und Lust und Liebe geleitete Kraft die notwendige dauernde Aufsicht über sie führte. Es ist das Verhängnis für einen großen Teil der Leunisschen Sammlungen gewesen, daß diese beiden Voraussetzungen sich leider nicht erfüllten. Schon im Herbst 1873 mußte der Saal, der bisher bereitwillig dem Prof. Leunis für sein Museum überlassen war, im schulischen Interesse zum Zeichensaal umgebaut und umgestaltet werden, und die Leunisschen Sammlungen wurden in verschiedenen Räumen untergebracht, wo sie für Lehrer und Schüler kaum zugänglich waren. Und noch mehr fehlte es bald an einer Persönlichkeit, die mit der notwendigen Sachkunde auch ein großes Maß von Opferwilligkeit verband, um ununterbrochen die umfangreichen Sammlungen, besonders die Insektensammlungen und das Herbarium, zu beaufsichtigen. Schon bei den Ankaufsverhandlungen hatte mit Recht der Testamentsvollstrecker, Generalvikar Kopp, hervorgehoben, daß die bezeichneten Sammlungen aus Leunis' Nachlaß für ihre Erhaltung Sachkenntnis und Übung forderten, und daß der Erwerb auch der vorzüglichsten Sammlungen geradezu wertlos sei, wenn es an der sachkundigen Pflege fehlen werde. Leider sollten sich Kopp's Befürchtungen bald als begründet erweisen.

¹⁾ Leunis' jüngere Schwester Dorothea (geb. 9. 8. 1812) wurde am 28. 5. 1835 mit dem Tischlermeister Wilhelm Keese in Wahrenen getraut. Aus der Ehe gingen 9 Kinder hervor: 1. Ludwig, geb. 7. 6. 1835, † 29. 6. 1835, 2. Georg Heinrich Karl, geb. 29. 5. 1838, † 20. 4. 1915 in Hannover, 3. Johanne Auguste Dorothea, geb. 20. 6. 1841, am 10. 8. 1876 in Poppenburg mit dem Kaufmann Wilhelm Karl Kold aus Horst i. Westf. getraut; gestorben am 30. Dezember 1928 in Erkenschwick i. Westf.), diese ist die Erbin des Prof. Leunis, 4. Heinrich Keese, geb. 14. 11. 1843, 5. Auguste Sophie Henriette, geb. 6. 3. 1846, 6. Johann Friedrich Klemens, geb. 5. 3. 1848, 7. Karl Ernst Wilhelm, geb. 1. 5. 1850, 8. Hermann, geb. 27. 4. 1852, 9. Anna Maria Elisabeth, geb. 4. 1. 1855, getraut am 6. 12. 1877 mit dem Lehrer August Tönnies, dem späteren Turnlehrer am Josephinum.

²⁾ Daniel Wilhelm Sommerwerck gen. Jacobi, am 21. 4. 1821 in Minden geboren, kam nach dem frühen Tode seines Vaters zu dem Bruder seines Stiefvaters, dem Pfarrverweser Carl Jacobi in Ringelheim. Das Pfarrhaus wurde ihm die zweite Heimat. Von 1833 bis 1839 besuchte Sommerwerck das Josephinum, dann die hiesige philosophisch-theologische Lehranstalt, bezog nach Empfang der Diaconatsweihe im Oktober 1843 die Universität Bonn und später Göttingen zum Studium der klassischen Philologie und Geschichte. Nach Ablegung des Staatsexamens empfing er am 24. 9. 1846 die Priesterweihe und wirkte dann 17 Jahre als Lehrer am Josephinum. 1854 wurde er zum Domprediger, am 19. 3. 1863 zum Domkapitular und am 6. 10. 1863 zum Generalvikar ernannt. Nach dem Tode des Bischofs Eduard Jakob am 25. 12. 1870 wurde Sommerwerck zuerst zum Kapitularvikar und am 13. 4. 1871 zum Bischof erwählt. Am 27. 10. 1871 erfolgte die Präkonisation und am 31. 12. 1871 die Bischofsweihe. Bischof Wilhelm starb am 18. 12. 1905. — Siehe Vertram, Gesch. d. Bist. III, 310ff. —

Georg Kopp, geb. 25. 7. 1837 in Dunderstadt, besuchte das Josephinum 1852 bis 1856, begann, nach dem er zwei Jahre als Hilfs Telegraphist tätig gewesen

war, Herbst 1858 hier seine philosophischen und theologischen Studien, war nach der Priesterweihe (1862) in der Seelsorge tätig, wurde 1865 in die Verwaltung des Generalvikariats berufen; 1872 wurde er mit 34 Jahren Domkapitular und Generalvikar. 1881 wurde er Bischof von Fulda, 1887 Fürstbischof von Breslau, 1893 in das Kardinalkollegium berufen. † am 4. 3. 1914 in Troppau. (Vgl. Lexikon für Theol. und Kirche, VI, 189ff. Staatslexikon, 5. Aufl. III, 567ff.)

³⁾ Karl Reese besuchte das Josephinum, wo Leunis sein Lehrer in der Naturgeschichte war; Reese wies besonders in Naturgeschichte gute Zeugnisse auf; mit 18 Jahren verließ er die Schule und war erst in Hildesheim, dann in Hannover Eisenbahnsekretär, bis er 1908 mit dem Titel Rechnungsrat aus dem Staatsdienste austrat. Seit 1872 gehörte er der Naturhist. Gesellschaft in Hannover an, war 1891 bis 1912 Rassenwart, und 1897 bis 1907 Bücherwart. 1913 wurde er zum Ehrenmitglied ernannt. Die Jahresberichte der Naturhist. Gesellschaft erwähnen häufig, daß er aus dem Nachlaß von Leunis stammende Schriften der Vereinsbibliothek überwiesen habe, z. B. 58/59: 32 Bände, 60/61: 11 Werke. Im Bücherkatalog wird Leunis' Synopsis der Zoologie, 2. Aufl., als Handexemplar des Verfassers bezeichnet. Vgl. 62.—68. Jahresber. der Naturhist. Gesellschaft (1919), S. 7.

II.

Leunis=Denkmal und Leunis=Museum.

Leunis wurde nicht vergessen. Am 2. Juni 1902 feierte das Gymnasium Josephinum durch einen feierlichen Schulakt in der großen Aula die hundertjährige Wiederkehr des Geburtstages des großen Gelehrten, und Direktor Beelte¹⁾, der selbst noch Schüler des einstigen Professors Leunis gewesen war, hielt die Gedächtnisrede. An den Schulakt schloß sich der Besuch der Grabstätte Leunis' auf dem stillen St. Annenfriedhofe.

Diese Gedenkfeier gab die Anregung zur Errichtung eines Denkmals, für das schon dieser Gedenktag allein 500 Mark einbrachte. In allen Volkskreisen, wie bei den geistlichen und weltlichen Behörden fand der Gedanke Zustimmung und bald war durch freiwillige Gaben die Frage der Kostendeckung gelöst. Zu der Aufstellung des Denkmals auf dem Domhof, gegenüber dem alten Kapitelsaale, gab die Regierung die erbetene Genehmigung, nachdem das Gymnasium sich ohne Vorbehalt verpflichtet hatte, die gesamte Denkmalsanlage dauernd pfleglich zu unterhalten oder im Notfall das Denkmal wieder zu beseitigen. Am 6. Juni 1905 wurde das von Prof. Harzer-Berlin ausgeführte Denkmal feierlich enthüllt. Wieder hielt Direktor Beelte die Festrede, in der er in warmherzigen Worten Leunis' Leben und Wirken umriß, um mit dem Ausdruck der Freude für die allgemeine öffentliche Huldigung an den Verewigten zu schließen, ohne den man sich ein Hildesheim oder ein Josephinum nicht denken möge. —

Wie aber stand es mit seinen Sammlungen? Vier Jahrzehnte waren inzwischen seit Leunis' Tode vergangen, als Beeltes Nachfolger im Direktorat, Direktor Konrad Ernst²⁾, den Plan faßte, die oberen Räume im „Alten Kapitelsaale“ am Dome zu einem Schulmuseum nebst Bibliotheksraum für die Handschriften und Wiegendrucke des Gymnasiums umzugestalten. Bei dem Patron des Gymnasiums, dem derzeitigen Bischof Adolf Vertram, jetzt Kardinal und Erzbischof in Breslau, fand er volle und freudige Billigung für diesen Plan. Am 12. Juni 1912 gab Direktor Ernst seinen Plan in der Hauptversammlung des „Vereins ehemaliger Josephiner“ bekannt. Recht betrübend und schmerzlich waren seine Mitteilungen über den derzeitigen Zustand der Sammlungen: die Steinsammlung sei wegen ihrer Reichhaltigkeit und der seltsamen Stücke außerordentlich wertvoll; keine andere in der Nähe komme ihr gleich; aber leider seien durch eine große Sorglosigkeit etwa 2000 von den 4000 Stücken dadurch völlig entwertet, daß man die Etiketten davon genommen und die Stücke in eine Ecke auf einen Haufen geworfen habe; weiter seien etwa 400 Stück verschenkt; von diesen sei es möglich gewesen, vor einigen Monaten einen erheblichen Teil von dem Roemer-Museum zu billigem Preise wiederzuerwerben; außerdem sei eine Münzsammlung von Leunis vorhanden, die ebenfalls seltene Stücke enthalte, wenngleich auch sie stark dezimiert sei. — Die weiteren Ausführungen betrafen vor allem die Beschaffung der Geldmittel in der Höhe von etwa 7500 Mark und fanden bei den alten Josephinern die erwartete Zustimmung³⁾.

Die notwendigen Vorarbeiten, wie Baupläne und Kostenvoranschlag (von Baurat Richard Herzig), erledigten sich schnell, und 23. August 1912 ging das Gesuch des Direktors um Genehmigung zur Errichtung eines Leunis-Museums in dem „Alten Kapitelhause“ und um eine Staatsbeihilfe zu den erforderlichen Aufwendungen, befürwortet von dem Bischof Adolf Vertram, an die Regierung ab. Zu Beginn des neuen Jahres kam die Antwort, daß Mittel für den Umbau nicht zur Verfügung ständen. Direktor Ernst wandte sich aufs neue an seine „alten Josephiner“. Schon im Programm 1911/12 teilt er mit, daß der Verein weitere Beiträge in Aussicht gestellt und fügt hinzu: „Die demnächst tagende Versammlung des Vereins wird ohne Zweifel den hochherzigen Entschluß seines Vorstandes gutheißen und dadurch nicht bloß eine Pflicht der Pietät gegen einen um die Naturwissenschaften hochverdienten Lehrer erfüllen, sondern zugleich auch unserem lieben Josephinum ein Museum schaffen helfen, wie keine Gymnasialanstalt Deutschlands sich dessen rühmen kann.“

Doch trat nochmals eine Verzögerung ein; im Bericht des folgenden Jahres 1912/13 teilt Direktor Ernst mit, daß die Errichtung des Leunis-

Museums „nunmehr durchaus gesichert ist, nachdem der Verein ehemaliger Josephiner und einzelne seiner Mitglieder durch besondere Zuwendungen die erforderlichen bedeutenden Geldmittel (16 500 Mark) bis auf einen unerheblichen Bruchteil zur Verfügung gestellt haben.“

Im Programm 1913/14 folgt dann die freudige Mitteilung, daß das Leunis-Museum nunmehr baulich ganz, in seiner inneren Ausstattung und Ordnung im wesentlichen vollendet sei. Am 13. Mai 1914 hatten dann bei der Hauptversammlung des Vereins die alten Josephiner Gelegenheit, das fertige Leunis-Museum zu besichtigen, um sich zu überzeugen, „daß sie ihrem unvergeßlichen Professor Leunis kein würdigeres Denkmal errichten und unserem altehrwürdigen Josephinum und der Wissenschaft keinen besseren Dienst leisten konnten.“

Dem Leunis-Museum, seiner Lieblingsschöpfung, widmete Direktor Ernst seine besondere Aufmerksamkeit. Als nach dem Kriege wieder die üblichen „Berichte“ erscheinen, bringt auch jeder von ihnen Nachrichten über „unser Leunis-Museum“, über Geschenke, die ihm zugehen, über die Wiegendrucke, die aus ganz Hildesheim hier zusammengetragen sind (zuletzt 1200), über die Münzsammlung, die immer des Interesses der Schüler und weiterer Kreise sich erfreut und zuletzt auf 5000 Nummern stieg.

Nach dem Tode des Direktors Ernst († 25. 2. 1934) wurden die Wiegendrucke, soweit sie nicht Eigentum des Josephinums waren, wieder an die Eigentümer zurückgegeben. So beherbergt das Leunis-Museum nunmehr den Eigenbesitz an mittelalterlichen Bücherschätzen und die Sammlungen des unvergeßlichen Forschers und Sammlers Leunis.

¹⁾ Christoph Beelte, geb. 28. 1. 1839 in Großdünken, besuchte das Gymnasium Josephinum von 1853 bis 1859, studierte Philosophie und Theologie an der hiesigen philosophisch-theologischen Lehranstalt und empfing am 24. 8. 1863 die Priesterweihe. Kurze Zeit wirkte er als Hilfslehrer am Josephinum und am Priesterseminar und war als Kaplan in Vorfum tätig, studierte dann in Göttingen Philologie und legte 1871 die Staatsprüfung ab. Von da an gehörte er ununterbrochen dem Lehrerkollegium des Josephinums an, dessen Leitung ihm am 1. 4. 1895 übertragen wurde. Im Herbst 1896 wurde er zum Domkapitular ernannt. Er starb nach kurzer Krankheit am 29. 4. 1911. „Persönlich anspruchslos und bescheiden, im Wandel vorbildlich, in seiner Liebe und Milde fast ohne Grenzen, wurde er von Lehrern und Schülern wie ein väterlicher Freund verehrt, und niemand, der ihm nähertrat, konnte ihm seine Hochachtung versagen“, schreibt sein Amtsnachfolger, Direktor Ernst, im Nachruf über ihn (Ver. 1911/12). Beelte schrieb: Thangmar, sein Leben und Beurteilung seiner Vita Bernwardi (im Progr. 1880/1). — Vgl. Adolf Bertram, Fürstbischof von Breslau, Kirche und Volksleben (Breslau, 1916), 349ff.: An der Wahre meines Lehrers. — Vgl. Bericht über die Gedenkfeier in Nr. 163 und 165 (v. 2. und 4. 6. 1902) der Hildesch. Zeitung, über die Weihesfeier am 6. 6. 1905 in Nr. 261 vom 7. 6. 1905.

²⁾ Konrad Ernst, geb. 19. 3. 1866 in Großalgermissen, besuchte das Josephinum von Michaelis 1879 bis Ostern 1885, studierte Theologie in Würzburg 1885—1888

und im Priesterseminar in Hildesheim 1888/9; empfing am 4. 4. 1889 in Hildesheim die Priesterweihe, studierte alsdann Philologie und Geschichte in Göttingen und Bonn und legte am 10. 6. 1893 die Staatsprüfung ab, erledigte das Seminarjahr Michaelis 1893/94 in M. Gladbach, das Probejahr am Josephinum hier Michaelis 1894/95, war Hilfslehrer in Meppen vom 1. 6. 1896 bis 1. 10. 1898, Oberlehrer in Heiligenstadt vom 1. 10. 1898 bis 1. 4. 1903 und in M. Gladbach vom 1. 4. 1903 bis 1. 10. 1903. Von 1. 10. 1903 an gehörte seine Arbeitskraft dem hiesigen Josephinum. Vom 1. 10. 1909/10 war er zu einer Studienreise nach Spanien und Portugal beurlaubt. (Bericht darüber im Zentralblatt für Bibliothekswesen.) Am 2. 7. 1910 wurde er zum Professor ernannt. Als der Direktor Christoph Beelte am 29. 4. 1911 gestorben war, wurde Ernst zunächst zum interimistischen Verwalter der Direktorialgeschäfte, dann am 25. 7. 1911 endgültig zum Direktor ernannt. Er legte zum 1. 4. 1929 sein Amt nieder und zog in seine Heimat, wo er am 25. 2. 1934 starb und sein Grab auf dem Friedhof fand. — Er schrieb: *Incunabula Hildeshemensia*, fasc. I (1908), fasc. II (1909). Vgl. Dr. Potthoff, *Die Hildesh. Wiegendrucke*, Nachruf im Jahresber. d. Vereinig. ehemal. Josephiner 1933/34.

³⁾ Hildesh. Zeitung, Nr. 136, 2. Bl. vom 13. 6. 1912.

III.

Das Herbarium im Leunis-Museum.

Nach Leunis' Tode († 30. 4. 1873) war mit den anderen naturkundlichen Sammlungen auch sein Herbarium dank der Hochherzigkeit des Gymnasialdirektors Müller, der die Ankaufssumme zur Verfügung stellte, wie dank dem Entgegenkommen der Erben, die nur eine sehr mäßige Forderung stellten, durch Ankauf in den Besitz des Gymnasiums Josephinum übergegangen. Doch gerade für das Herbarium, das seinem Inhalte nach bei dem Mangel fachkundiger Pflege leicht der Zerstörung ausgesetzt war, sollten bald trübe Zeiten kommen. Es konnte nicht mehr in den bisherigen, von Leunis benutzten Räumen verbleiben, wurde vielmehr in einem abgelegenen Zimmer untergebracht. Hier blieb es sich selbst überlassen und der Zerstörung durch die kleinen Feinde aus der Insektenwelt (*Trocles pulsatorius* und *Ptinus fur*) preisgegeben. Vier Jahrzehnte hat es hier geruht. Erst als Direktor Professor Konrad Ernst mit Hilfe des Vereins ehemaliger Josephiner 1912/14 das Leunis-Museum geschaffen hatte, wurde das Herbarium aus der Dunkelfammer hervorgeholt und im neuen Museum untergebracht. Aber bald mußte es die schönen Räume wieder verlassen, als die vom Direktor Ernst mit großem Eifer angestrebte Vereinigung aller in der Stadt Hildesheim befindlichen Wiegendrucke im Leunis-Museum den unerwarteten Erfolg hatte, daß hier nicht weniger als 1200 Bände aufgestellt werden

konnten. Diesen kostbaren Bücherschätzen mußte das Herbarium weichen und fand nun in der kleinen, dem Leunis-Museum benachbarten und gleichzeitig mit der Errichtung desselben baulich erneuerten Bartholomaeus-Kapelle Aufnahme.

Jede sachgemäße Ordnung der einzelnen Faszikel des Herbars war im Lauf der Zeit, vermutlich schon bei der ersten Verlegung im Jahre 1873, noch schlimmer bei der letzten, gestört. So bildete das Herbar in seinem letzten Lagerungsraum einen großen, an den Wänden und in den Ecken aufgestapelten chaotischen Haufen der zahlreichen Faszikel. Und der Inhalt? Wo die feindliche Kleintierwelt ein halbes Jahrhundert unbehelligt am Zerstörungswerke hat arbeiten können, ist naturgemäß der Schaden groß. Ganze Faszikel sind oft derartig zerfressen und zerstört, daß nur noch die beiliegenden Scheden auf den früheren Inhalt schließen lassen.

In der Sorge um den Bestand des Herbars hatte Direktor Ernst nach Einrichtung des Leunis-Museums sich bemüht, den als tüchtigen Botaniker bekannten Apotheker Dr. Joesting († 1922) für eine Durcharbeitung und Neuordnung des Herbars zu gewinnen. Aber dessen Versuche, das vorhandene Pflanzenmaterial unter Ausscheidung des vielen Zerstörten neu zu ordnen und ein übersichtliches, gebrauchsfähiges Herbar zu schaffen, sind in den ersten Anfängen stecken geblieben.

Die Absicht, festzustellen, ob Leunis außer den verhältnismäßig wenigen besonderen Fundortsangaben in seiner „Synopsis der Pflanzenkunde“ (1. und 2. Auflage) vielleicht im Herbar noch weitere Fundorte für die Flora von Hildesheim verzeichnet habe, bestimmte den Verfasser, sich im Laufe der letzten Jahre mit dem alten Leunis-Herbar zu befassen, um annähernd die Hälfte der ganzen Sammlung eingehend durcharbeiten, sich aber für den Restteil bislang auf eine flüchtige Prüfung und Einsichtnahme zu beschränken. Bei der Durchsicht wurden besonders jene Pflanzenfamilien berücksichtigt, die vor allem einen Einblick in den Bestand des Herbars und in die von Leunis der Sammlung zu Grunde gelegte Anordnung gewähren und zugleich einen Gewinn für die Kenntnis unserer Heimatsflora vermuten ließen. Was die bisherige Durcharbeitung ergab, sei nachstehend mitgeteilt. Daß der bisher noch nicht eingehend geprüfte Restbestand noch besondere Überraschungen und damit eine wesentliche Änderung in der Beurteilung des ganzen Herbars bringen könnte, ist nicht anzunehmen.

Leunis' Herbar beschränkt sich auf Phanerogamen und Gefäßkryptogamen. Kaum erwähnenswert ist ein unbedeutendes Moosherbarium, das nur etwa 160 Spezies umfaßt; 80 Spezies entstammen der Göttinger Flora und sind 1841 bis 1846 gesammelt, etwa 30 Spezies der Hildesheimer Flora. Zahlreiche Moose sind mit R. signiert, mithin von Adolf Roemer,

einzelne vermutlich von Aug. Schlauter gesammelt; weitere Signierungen lassen sich nicht lösen. Es macht den Eindruck, daß Leunis selbst sich mit dem Moosherbar sehr wenig befaßt hat.¹⁾

Anderere Kryptogamen sind im Leunis-Herbar nicht vertreten.

Mehrere Faszikel enthalten ausländische Phanerogamen, die nicht geordnet und zum Teil nicht einmal bestimmt sind. Von den mit Lesina und Pharia signierten dalmatinischen Pflanzen konnte ich an anderer Stelle²⁾ nachweisen, daß es sich um Pflanzen handelt, die ein Matteo Botteri an der Küste Dalmatiens gesammelt und unser Senator Hermann Roemer (in der Zeit von 1843 bis 1859) übernommen hatte, um sie für Botteri in Deutschland an interessierte Botaniker zu verkaufen. Der beim Leunis-Herbar befindliche Faszikel stellt vielleicht den nicht verkauften Rest dieser dalmatinischen Exsikkaten Botteris dar. — Andere Faszikel enthalten amerikanische Pflanzen, z. B. aus der Umgebung von Montevideo. Es scheint, daß Leunis nicht die Absicht gehabt hat, diese Exsikkaten in sein Herbar aufzunehmen. Für diese Annahme spricht eine briefliche Äußerung Leunis' aus dem Jahre 1844, wo er schreibt, daß er keine exotischen Pflanzen sammelte, und daß er die ihm durch einen „Reiseverein“ übermittelten verkaufe oder verschenke, weil es ihm an Zeit mangle, sie zu studieren, und er nichts in seinen Sammlungen haben möchte, was er nicht untersuchen könne.³⁾

Das gesamte Leunis-Herbarium umfaßt über 100 starke Faszikel. Entsprechend dem verschiedenen Umfange der einzelnen Pflanzenfamilien umfassen manche Faszikel mehrere Familien; andere Familien dagegen nehmen wieder mehrere Faszikel in Anspruch.

Aus dem Pflanzenmaterial und den beiliegenden Scheden, d. h. den kleinen, den eingelegten Pflanzen beigegeführten Zetteln mit Angabe des Namens der Pflanze, des Fundorts, des Funddatums usw. ergibt sich nun zunächst:

1. Leunis hat ein umfangreiches altes Herbar mit Exsikkaten aus den Jahren 1754 bis 1812) besessen.
2. Leunis hat dieses alte Herbar mit dem von ihm selbst angelegten Herbar vereinigen wollen, aber
3. er hat diese Vereinigung und Neuordnung nicht abgeschlossen, so daß wir nunmehr dreierlei Faszikel haben: a) das alte Herbar, b) das eigentliche Leunis-Herbar und c) das nicht vollendete kombinierte Herbar.

Nach seinen vorhin erwähnten Äußerungen über exotische Pflanzen ist anzunehmen, daß er nicht alle Exsikkaten des alten Herbars in das kombinierte übernehmen wollte, sondern nur jene, die entweder der eigenen Heimat entstammten oder doch wegen ihrer Nützlichkeit, Schädlichkeit, Kultur usw. besondere Beachtung verdienten. Zahlreiche Exsikkaten des alten Her-

bars mochten auch bereits zerstört und zerfressen sein, als es in den Besitz von Leunis kam. So enthalten sehr viele Einlegebogen des alten Herbars nicht mehr die Pflanzen, deren Namen einst von dem ursprünglichen Besitzer auf der Außenseite vermerkt ist. Vielleicht wollte Leunis auch nur das ausgezeichnete Papiermaterial für sein Herbarium benutzen und war ihm der Inhalt des alten Herbars gleichgültig. Uns bietet jedenfalls das Gesamtherbarium mancherlei Aufschluß über Leunis' Sammeltätigkeit, mehr noch über heute längst vergessene, aber doch recht beachtenswerte heimatlische Botaniker aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

I. Zunächst einige Bemerkungen zu der von Leunis selbst angelegten Sammlung. Wir finden in ihr zunächst Exsikkaten, die sicher in die ersten Jahre seiner Sammeltätigkeit zurückreichen. Sie sind erkennbar an den großen Scheden, die den Pflanzen beiliegen und eine ausführliche Beschreibung der Pflanzen, besonders auch Bemerkungen über den Nutzen, Gebrauch usw. enthalten. Oft sind es geradezu Auszüge aus medizinisch-pharmazeutischen Werken (z. B. von Vischhoff, Prof. in Heidelberg) und kehren inhaltlich wohl in den volkskundlichen und medizinischen Ausführungen der „Synopsis“ wieder. Später hat sich Leunis bei der Niederschrift der Scheden leider auf eine bedauernswerte Kürze beschränkt: er gibt nur den Namen der Pflanze an; nur sehr selten den Fundort und das Datum der Aufnahme, wie es sonst üblich ist. Bei der Neuordnung seines Herbars hat er vielfach statt der geschriebenen Scheden den Exsikkaten einfach Ausschnitte aus seiner 1847 in erster Auflage erschienenen „Synopsis“ beigelegt.

Auch durch Tauschverkehr hat Leunis sein Herbar bereichert; aber dieser Tauschverkehr scheint nicht sehr ausgedehnt gewesen zu sein. So erhielt er, wie die Signatur zeigt, manche Pflanzen aus dem Nordostgebiet des Harzes von dem bekannten Apotheker Ernst Hampe in Blankenburg a. H.⁴⁾ und dem mit diesem befreundeten F. Heinemann, andere aus dem Südharz mit der Signatur „Ilfeld 1843“. Mitte der 40er Jahre lieferte ihm der Botanische Garten in Göttingen manche Pflanze; vielleicht, daß Leunis sie selbst von seinen Besuchen bei dem Prof. Blumenbach mit heimbrachte. Alpenpflanzen wird er selbst auf seinen mehrfachen Reisen in die Schweiz und Tirol gesammelt haben. Leider enthalten auch hier die Scheden zumeist nur den Namen der Pflanze. Nur sehr vereinzelt erscheinen Scheden mit Angabe des Sammlers. Deutlich erkennbar sind an den charakteristischen Schriftzügen die von Aug. Schlauter geschriebenen Scheden⁵⁾; sie zeigen, daß Schlauter aus der Hildesheimer und Celler Flora zahlreiche Exsikkaten geliefert hat; dazu kommen noch sehr viele Gartenpflanzen, die vereinzelt ausdrücklich als „ex horto Schlauteri“ bezeichnet werden.

Wie seiner „Synopsis“, so hat Leunis auch seinem Herbar das ver-

besserte Decandollesche natürliche Pflanzensystem zugrunde gelegt, so daß sich das Herbar in der Reihenfolge der einzelnen Klassen, Familien, Gattungen und Arten der „Synopsis“ anschloß. Solange daher die einzelnen Faszikel die von Leuniz daran gehefteten „Fahnen“ mit den betr. Zahlen trugen, war es leicht, an der Hand der „Synopsis“ die einzelnen Pflanzenfamilien und Arten auch im Herbar nachzuschlagen. Mit dem Verlust dieser „Fahnen“ infolge der verschiedenen Umlagerungen des Herbars im Lauf von sechs Jahrzehnten brach unvermeidlich das Chaos über das Herbar herein.

Für die Flora unserer Heimat bietet das Herbar nicht viele Fundortangaben; zumeist beschränkt sich Leuniz auch bei seltenen Pflanzen auf eine allgemeine Ortsbezeichnung; nähere und bestimmtere Angaben decken sich mit den in der „Synopsis“ veröffentlichten. So lieferte leider das Herbar keine weiteren Beiträge zur Kenntnis unserer heimatlichen Pflanzenwelt und bleibt in seinem Werte weit hinter dem Herbar des zeitgenössischen Hildesheimer Botanikers August Schlauter zurück.

Bei der Durchsicht des Herbars kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß Leuniz bei dem Übermaß der Arbeit, das ihm aus dem Unterricht, der schriftstellerischen Tätigkeit und dem hierfür erforderlichen dauernden Studium wie aus der Sorge für die übrigen Sammlungen erwuchs, nicht für das Herbar die wünschenswerte freie Zeit hat erübrigen können.

II. Das alte Herbarium, von dem sich nicht ermitteln läßt, wann und wie es in den Besitz von Leuniz gekommen ist, umfaßt ca. 45 Faszikel. Diese Faszikel stellen sehr starke, 57×33 Zentimeter große Leder einbanddecken dar, die 15 bis 20 Zentimeter dicke Einlagen mit Pflanzen aufnehmen können. Der Rücken trägt in Golddruck den Titel „Hortus siccus“ und darunter die Bezeichnungen der 23 Klassen des bekannten Segualsystems von Linné. Um die Gypsplatten-Einlagen zusammenzupressen und das Aufrechtstellen dieser Riesenbände zu ermöglichen, waren Lederriemen unten und oben, wie je zwei Paar an der Längsseite angebracht. Alter und Gebrauch haben freilich diese fast ausnahmslos zerstört, und Lederriemen (wie Militärkoppel) oder starker Bindfaden mußten an ihre Stelle treten.

Für das Einlegen der Gypsplatten diente starkes weißes Papier in gleicher Größe wie die Einbände (57×33 Zentimeter). Mit besonderer Sorgfalt und Sauberkeit hat der einstige Besitzer auf der Außenseite (links unten) regelmäßig den Namen der Pflanze vermerkt, unter Beifügung der Zahl, unter der die fragliche Pflanze in Linnés Werk *Systema vegetabilium* (vermutlich in der Ausgabe von Murray) beschrieben ist. Besonders wertvoll sind hier die kleinen, den Gypsplatten beigelegten Scheden; sie geben fast ausnahmslos an, wann, woher, durch wessen Vermittlung der Besitzer des Herbars die

Pflanzen erhalten hat. Sie ermöglichen zunächst, die Antwort auf die Frage zu geben:

1. Wer war der erste Besitzer dieses Herbars?

Zahlreiche Scheden aus den Jahren 1754 bis 1756 tragen den Vermerk: *Ex horto proprio Catlenburgensi*, andere aus der Zeit 1771 bis 1775 die Angabe: *Ex horto proprio Erichsburgensi* und wieder viele, besonders von 1788 bis 1812 die Angabe *Ex horto proprio Eldagiensi*. Manchmal fehlt freilich das wichtige Wörtchen „*proprio*“, aber dies sind doch nur Ausnahmefälle.

Diese Bezeichnung für Hunderte von Pflanzen der Gartenkultur weist deutlich auf den ursprünglichen Besitzer hin und zeigt, daß dieser nicht ein stiller Privatgelehrter war, sondern ein Mann, der als Grundbesitzer oder Pächter oder in amtlicher Stellung für die in den drei genannten Orten Catlenburg, Erichsburg und Eldagsen liegenden größeren landwirtschaftlichen Betriebe in Betracht kommt. Und als solcher und damit als der erste Besitzer des Herbars kommt nur in Betracht: Georg Friedrich Wedemeyer. Sein Vater nämlich, Franz Georg Wedemeyer (* 14. 1. 1697, † 30. 1. 1765) war 1722 bis 1764 Pächter der Domäne Catlenburg und Oberamtmann daselbst. Sein am 9. 9. 1731 geborener Sohn Georg Friedrich verlebte die Jugend in Catlenburg, wo der väterliche Garten ihm für seine botanischen Studien Raum und Gelegenheit bot. Nach dem Tode des Vaters war er Amtmann in Erichsburg und betrieb auch hier mit gleicher Liebe die Botanik, wie die Herbarpflanzen aus den Jahren 1771 bis 1775 beweisen. Dann übersiedelte er nach Eldagsen auf das väterliche Stammgut, wo er bis zu seinem Tode der „liebenswürdigen Wissenschaft“ treu geblieben ist.

Georg Friedrich Wedemeyer galt zu seinen Lebzeiten als geachteter Botaniker. Ihm, dem Amtmann Wedemeyer in Eldagsen, widmete Friedrich Ehrhart, Hannovers berühmtester Botaniker jener Zeit, den vierten Band seiner „Beiträge zur Naturkunde“ (1789), lobte seinen botanischen Garten mit den seltenen Pflanzen wie seine außerlesene botanische Bibliothek und zählte ihn zu den „vornehmsten Botanikern“ (das. S. 13).

Georg Friedrich Wedemeyer ist in Eldagsen am 10. 10. 1813 im Alter von 82 Jahren gestorben.⁶⁾

2. Wedemeyers treuester und eifrigster Mitarbeiter war Friedrich Julius von Voigt. Sehr zahlreiche Scheden weisen den Vermerk „*dono Domini Vogt (Voigt) Wildeshusae*“, später „*dono Domini de Voigt-Bockeloh*“ auf und zeigen, daß der Geschenkgeber der Exsikkaten der 1735 geborene spätere Amtschreiber, bzw. Amtmann in dem bis 1803 zu Hannover gehörigen Amte Wildeshausen und in dem Amte Bockeloh ist, der

zugleich mit seinen vier Brüdern durch Diplom vom 30. 12. 1776 in den Reichsadelsstand erhoben wurde.⁷⁾

Voigt steuerte besonders wildwachsende Pflanzen zum Herbarium Wedemeyer bei, ein Beweis, daß Voigt mit offenen Augen die Natur durchwanderte und beobachtete; so lieferte er alles, was die Moor- und Heideflora von Wildeshausen und seiner Umgebung bot. Vom 15. bis 22. Juli 1765 durchwanderte er den Harz, und die Pflanzenscheden lassen den Weg erkennen, den er mit dem Besitzer des Herbariums — me comite, bemerkt dieser — gewandert ist: Andreasberg, Elbingerode, Rübeland, Blankenburg, Wernigerode-Brocken, Iderteich, Andreasberg waren die Stationen, die durch aufgenommene und dem Herbar zugeführte Pflanzen bezeichnet sind.⁸⁾ Oft weilte Voigt zum Besuche bei dem auch verwandtschaftlich ihm verbundenen Wedemeyer; das sagen uns wieder die kleinen Scheden, die, wenn es sich auch um Pflanzen bei Catlenburg, Herzberg, Göttingen, dann Solling oder später bei Eldagsen und Springe handelt, doch wieder Voigt als den Donator bezeichnen. Und diese Freundschaft, gestützt auf eine tiefe gemeinsame Liebe zu der Natur, verband diese beiden, fast im gleichen Alter stehenden Männer durch ihr ganzes Leben; noch aus den letzten Lebensjahren Wedemeyers liegen Scheden vor, die eingelegte Pflanzen als von Voigt herstammend bezeichnen. — Von Voigt ist am 13. 5. 1810 im Alter von 75 Jahren gestorben.

Als in Hannover die „Naturhistorische Gesellschaft“ 1797 begründet wurde, trat ihr von Voigt als auswärtiges Mitglied bei. Das Archiv der Gesellschaft besitzt noch ein handschriftliches, 31 Seiten langes Verzeichnis der von Voigt bei Wildeshausen in der Zeit von 1770 bis 1782 gesammelten Pflanzen: „Fragmenta Florae Wildeshusanae collecta a Friederico Julio von Voigt“. In der lateinischen Einleitung schildert er die Gegend: vasta ericeta, campi, pauca pascua et prata et magni paludes torforsi, bemerkt, daß die Kieferanpflanzungen neuerer Zeit in den Jahren, da er selbst sammelte (1770—1782), noch nicht herangewachsen waren und die Flora beeinflussten. Im ganzen zählt Voigt 506 (nicht 606, wie er in laufender Zahl angibt, indem er irrtümlich auf 250 sogleich 351 folgen läßt) Pflanzen auf: 11 Moose, 25 Algen und Flechten, 3 Pilze, 16 Gefäßkryptogamen und 451 Phanerogamen. (Drei Pflanzen sind falsch angegeben: *Lycopodium selaginoides*, *Polypodium fragile* und *Athamantia Libanotis*, die übrigen sind auch heute noch in der Oldenburger Flora nachweisbar).⁹⁾

3. Die bereits erwähnte enge Freundschaft Wedemeyers mit Friedrich Ehrhart (geb. 1742 in Holderbank (Schweiz), † 26. 6. 1795 in Hannover) spiegelt sich auch in dem Herbarium Wedemeyer wieder. Es enthält die von Ehrhart 1780—85 herausgegebenen Pflanzen des „Phyto-

phylacium Ehrhartianum“, das seltenere und schwer erkennbare Pflanzen bringen sollte. Von den übrigen Gysffaten-Sammlungen Ehrharts freilich scheint sich nichts zu finden.¹⁰⁾ Sehr viele, von Wedemeyer geschriebene Scheden tragen aber ein kleines „E“, von Ehrharts Hand geschrieben, ein Beweis, daß Ehrhart dies Herbar eingesehen und Wedemeyers Bestimmung als richtig anerkannt hat.

4. Von den übrigen Freunden Wedemeyers, deren Namen oft in dem Herbar erscheinen, mögen ferner kurz genannt werden: a) Christian Ludwig Willig (Willich) (geb. in Trenta auf Rügen, promovierte als Dr. med. in Göttingen 1747, Stadtphysikus in Northeim, 1768 Bergmedikus in Clausthal, † 2. 10. 1773 in Clausthal). In einer 1762 veröffentlichten Schrift nennt er Wedemeyer „vir plantarum amantissimus inque iis perdoctus“ und erwähnt, daß er eine bestimmte Pflanze vor Jahren „in horto Dñi Wedemeyer, viri plantarum amantissimi“ gesehen habe.¹¹⁾

b) Durch Willigs Vermittelung erhielt Wedemeyer viele Pflanzen „ex herbario Büttneri“. Prof. Büttner wird auch als Lehrer für Willig wie Rütling genannt, aber es ist nicht ersichtlich, welcher der beiden Professoren der Botanik gleichen Namens gemeint ist. David Sigismund August Büttner, geb. 1724 in Chemnitz, studierte Medizin in Berlin, Helmstedt, Göttingen, Leyden, wieder in Berlin, war 1751 in England, 1752/54 in Paris, wurde 1756 Professor der Medizin und Botanik in Berlin und wurde in gleicher Eigenschaft im Februar 1760 nach Göttingen berufen, war Direktor des Botanischen Gartens, † 20. 11. 1768. — Christian Wilhelm Büttner, geb. 1716 in Wolfenbüttel, war zunächst Apotheker, konditionierte als solcher in Leipzig, Breslau, Kopenhagen, machte Reisen durch Böhmen, Mähren, Ungarn, Polen, kam 1736 nach Helsingfors, Stockholm, Upsala, Drontheim, Bergen, Edinburgh, Newcastle, Oxford, London, Rotterdam, Leyden, Utrecht, Amsterdam, Oldenburg, Bremen, Hannover; begann 1748 in Göttingen „Naturgeschichte“ zu studieren; 1755 nahm er seine Lehrtätigkeit in Naturgeschichte und Chemie auf, wurde 1758 außerordentlicher und 1763 ordentlicher Professor; als solcher war er der erste in Deutschland, der über Naturgeschichte Vorlesungen hielt. Seine Sammlungen gingen 1773 durch Kauf in den Besitz der Universität über. † 8. 10. 1801 in Weimar.

Beide Büttner dozierten Botanik; David Büttner pflegte besonders als Leiter des botanischen Gartens jeden Mittwoch und Sonnabend mittag 11 bis 12 Uhr Pflanzen aus dem botanischen Garten an die auszugeben, die ein Herbarium anlegten. Die in Wedemeyers Herbar befindlichen Pflanzen „ex herbario Buttneri“ sind mit 1769 signiert, so daß sie also erst nach Büttners Tode durch Willig an Wedemyer gekommen wären. Von Christian

Büttner wird berichtet, daß er bereits bei Beginn seiner Studien in Göttingen eine vom Vater ererbte bedeutende Naturaliensammlung besessen habe.¹²⁾

c) Zum Freundeskreis Wedemeyers gehörte ferner Johann Philipp R ü l i n g. In Göttingen 1741 geboren, studierte er hier Medizin und besonders Botanik bei Büttner, botanisierte im Solling, in den hessischen Bergen, im Harz, bei Halberstadt, kam nach Helmstedt, promovierte 1766 in Göttingen, wurde 1768 Arzt in Northeim, dann 1776 Stadtphysikus daselbst, später Land- und Stadtphysikus in Einbeck. R ü l i n g war mehrfach schriftstellerisch tätig. Besondere Beachtung verdient seine 1779 erschienene „Physikalisch-medizinisch-ökonomische Beschreibung der Stadt Northeim und der ihr umliegenden Gegend“, in der er auch ein Verzeichnis von 855 hier vorkommenden Pflanzen (Algen, Flechten, Moosen, Phanerogamen) bringt und besonders die Salzflora bei Salzderhelden und Sülbeck und die Seltenheiten am Denkershäuser Teich hervorhebt.¹³⁾ — Ein „Verzeichnis der an und auf dem Harz wildwachsenden Bäume, Gesträucher und Kräuter“ lieferte R ü l i n g für die „Anleitung, den Harz und andere Bergwerke mit Nutzen zu bereisen“, die Christoph Wilh. Jakob Gatterer 1786 herausgab;¹⁴⁾ R ü l i n g bemerkt, daß er bereits vor mehr als zwanzig Jahren mit der Bearbeitung der Harzflora begonnen habe; sein Beruf habe ihn aber genötigt, seine botanischen Reisen in den Harz einzustellen. Ein großer Mangel dieser Harzflora ist es, daß R ü l i n g auch bei seltenen Pflanzen (mit 2 Ausnahmen) keine genaue Fundorte angibt, sondern sich auf die Namen allein beschränkt.

d) Mit Göttingen stand Wedemeyer in regem Verkehr. Johann Andreas Murray (geb. 1740 in Stockholm, Linnés Schüler in Uppsala, seit 1760 in Göttingen, 1764 zum Professor und 1769 zum Direktor des Botanischen Gartens ernannt, † 22. 5. 1791) hat in den Jahren 1771 bis 1776, vereinzelt auch noch 1788 wiederholt Pflanzen und Samereien aus dem botanischen Garten an Wedemeyer gesandt. Aber auch Wedemeyer stellte dem botanischen Garten in Göttingen, der weniger durch Ankauf, als durch Geschenke und Tauschverkehr seinen Pflanzenbestand vermehrte, Seltenheiten seines Gartens zur Verfügung.¹⁵⁾

e) Auch aus anderen botanischen Gärten, z. B. der damaligen Universität Helmstedt, sogar von Kew in England, dem berühmtesten der Welt, finden sich einzelne Exsikkaten. Erwähnenswert scheint besonders der mehrfach vorkommende botanische Garten auf dem Gute Schwöbber, der älteste in Norddeutschland, den Landrat Otto von Münchhausen um das Jahr 1668 angelegt hatte und den besonders der Landvogt Otto von Münchhausen (geb. 1716, † 1774) vergrößerte und sorgfältig pflegte. Dieser, ein eifriger Naturforscher, mit Linné befreundet und von ihm hochgeachtet, erwarb sich große Verdienste um die Hebung der Landwirtschaft, besonders auch des

Obst- und Gartenbaus. Von 1765 bis 1773 gab er 6 Bände des vielgelesenen und in 2 Auflagen erschienenen „Der Hausvater“ heraus; im 5. Band (1770) veröffentlicht er ein nicht weniger als 898 Arten umfassendes „Verzeichnis aller Bäume und Stauden, die in Deutschland in freier Luft fortkommen“, mit anschließendem lateinischen, deutschen, englischen und französischen Register. — Ein späterer Erbe, August Friedrich Gottlob von Münchhausen (geb. 1798, † 1861) ließ die berühmten Gewächshäuser eingehen und ihren Inhalt versteigern, wozu selbst aus entfernten Ländern, z. B. Rußland, sich Käufer einfanden.¹⁶⁾

f) Aus den Jahren 1772/73 tragen zahlreiche Exsikkaten, z. B. 43 Gramineen-Arten, die Signatur „Fabricius, prof. bot. Hafniae“, häufig nur „F“, und bezeichnen damit den berühmtesten Entomologen des 18. Jahrhunderts, Johann Christian Fabricius (geb. 1748 in Tondern, 1772–75 Professor in Kopenhagen-Hafnia, † 1808 als Professor der Naturgeschichte in Kiel) als den Spender; aber es ist nicht ersichtlich, daß sie unmittelbar von Fabricius unserem Wedemeyer zugegangen sind.¹⁷⁾ — Ähnlich verhält es sich mit Alpenpflanzen, die auf den berühmten Prof. Albrecht von Haller (geb. 1708 in Bern, 1736–1753 Prof. in Göttingen, Begründer des Botanischen Gartens, † 1777 in Bern) zurückgehen.¹⁸⁾ Es ist zu vermuten, daß sie durch die Vermittlung befreundeter Botaniker in den Besitz Wedemeyers gekommen sind.

g) In den letzten Lebensjahren Wedemeyers nimmt die Zahl der neu eingeordneten Pflanzen naturgemäß ab; es waren auch die Jahre höchster politischer Umwälzung, wo die Kämpfe gegen den mächtigen Korsen die Völker in Spannung hielten und keine Ruhe zu stiller Gelehrtenarbeit ließen. Es erscheinen nun auf den Signaturen neue Namen, z. B. die der beiden unserer engeren Heimat entstammenden Botaniker: Heinrich Adolf Schrader (geb. 1767 in Alfeld, 1802 Prof. in Göttingen und Direktor des Botanischen Gartens, † 1836) und Heinrich Friedrich Link (geb. 1767 in Hildesheim, 1792 Prof. in Rostock, 1811 Prof. in Breslau, 1815 Prof. in Berlin und Direktor des Botanischen Gartens, † 1850).¹⁹⁾ Auch Johann Christoph Wendland, Inspektor des berühmten königlichen Gartens in Herrenhausen, erfreute unseren greisen Sammler in Eldagsen durch mehrfache Zusendungen; auf ihn beziehen sich die letzten, von Wedemeyer geschriebenen Scheden vom 28. 6. 1812 und vom 4. 9. 1813.²⁰⁾

5. Durch Vergleich mit Kochs Synopsis der Deutschen und Schweizer Flora läßt sich feststellen, daß das alte Herbarium Wedemeyers inhaltlich den größten Teil der zur Deutschen Flora gehörenden Pflanzen umfaßte, wenn gleich auch große Lücken vorhanden waren. Wie schon die vorausgehenden biographischen Notizen erkennen lassen, erscheint auf Grund der Scheden

der Besitzer Wedemeyer, der mit großem Eifer ein langes Leben hindurch sich um sein Herbar bemühte, nicht als der Botaniker, der vorzugsweise die wildwachsenden Pflanzen der Heimat und des Vaterlandes berücksichtigte und daher unaufhörlich und unverdrossen Felder und Fluren, Berge und Täler, Wiesen und Moore durchwanderte und durchforschte. Nur sehr selten besagen die Scheden, daß er selbst derartige Pflanzen draußen in der Natur aufgenommen hat; so z. B. wenn er bei *Aster Tripolium* bemerkt, daß Ehrhart diese Pflanze bei der Salzquelle bei Eldagsen am 9. 8. 1787 aufgefunden habe, und hinzufügt: „dein etiam ego“. Für die wildwachsenden Pflanzen, auch die überall und häufig vorkommenden Arten, verließ sich Wedemeyer mehr auf seine botanischen Freunde und Helfer, deren Namen er gern vermerkte. So brachte ihm der Gärtner seines Vaters, Robert mit Namen, im Juli 1756 „ex itinere per Clausthal, Brocken, Elbingerode, Stollberg et Hefeld instituto“ manche Pflanzen des Harzes mit. Wedemeyer selbst wanderte, wie wir bereits hörten, 1765 mit seinem Freunde Voigt durch den Harz und über den Brocken; die mitgebrachten Pflanzen, darunter manche Seltenheiten, erscheinen im Herbar als „donum Dni Voigt ex itinere hercynico me comite instituto“. So war Voigt der Botaniker und Entdecker, Wedemeyer der stille aufmerksame Begleiter, der dankbar an der botanischen Ausbeute teilnahm. Dasselbe gilt später: Pflanzen aus der Umgebung von Eldagsen und Springe erscheinen im Herbar — in geringer Zahl und wieder als Beiträge anderer. Und doch hätte gerade diese, floristisch reiche und interessante Gegend ihm viel bieten können. Außer Voigt sind's besonders Friedrich Ehrhart, der unermüdliche Wanderer, der in drei Jahren siebenmal von Hannover aus — natürlich zu Fuß — zu botanischen Studien den Brocken besuchte, Willig und Küling, die die Heimatpflanzen für das Herbarium Wedemeyers lieferten. Zahlreiche deutsche Arten erhielt Wedemeyer wieder durch Tausch oder aus botanischen Gärten oder erzielte sie durch Aussaat von geschenkweise erhaltenem Samen im eigenen Garten. Weit mehr als den wildwachsenden widmete er den Kulturpflanzen seine besondere Beachtung, und überaus groß ist daher im Herbar die Zahl der aus der derzeitigen Gartenkultur entnommenen Exemplare. Als Beispiel möge erwähnt werden, daß aus der, freilich an kultivierten Gartenzierpflanzen reichen Familie der Kompositen (Korbblüter) das Herbar von *Aster* 40, von *Solidago* 35, *Helianthemum* 20, *Artemisia* 14, *Achillea* 22, *Chrysanthemum* 21 fremdländische Arten enthält. So war Wedemeyer ein Kind seiner Zeit, in der auch die Botaniker sich vielfach mehr um die ausländischen als um die heimatischen Pflanzen bemühten. Männer wie Ehrhart waren Ausnahmen; freilich, Ehrharts Ausnahmestellung war auch wieder begründet, nachdem er von der kurfürstlichen Regierung in Hannover den Auftrag erhalten hatte,

drei Jahre die Kurfürstlichen Lande zu bereisen, um dann eine deutsche Flora dieser Lande zu schreiben.²¹⁾

So vermittelt uns das alte Herbar vor allem einen Einblick in die mit unermüdlicher Liebe gepflegten Zier- und Schmuckgärten der früheren Landesherrscher mit ihren vielen Hunderten von ausländischen Stauden, Sträuchern und Bäumen. Wir sehen im Geiste den Besitzer, der in seinen Mußestunden die herrlichen Anlagen durchwandert, das Wachsen und Blühen seiner Lieblinge beobachtet und ihre Farbenpracht und Gestalt gern im Herbar sich erhalten möchte. Und es ist nicht rasch vorübergehende Laune und Spielerei, was ihn zu der Beschäftigung mit der Wunderwelt der Pflanzen hinzieht, sondern ein wahres Streben nach einem tieferen Verstehen und Eindringen in das Reich der Natur beseelte ihn ein selten langes Leben hindurch bis in die letzten Tage. — Längst sind die Gärten verschwunden; die Bücher seiner gelobten Bibliothek in alle Welt zerstreut; sein Herbar, das niemals seinen Namen nennt, läßt die Erinnerung an ihn als einen edlen, der scientia amabilis treuergebenen Mann wieder aufleben.

¹⁾ Vgl. meine Schrift August Schlauter (Mitt. aus dem Roemer-Museum (1936) Nr. 40, 13—14. — Eine Serie von eingelegten Flechten, die aus Leuniz' Nachlaß stammen und mit Originaletiketten von Ehrhart und Schimper versehen sind, legte Karl Reese in der Sitzung der Naturhist. Gesellschaft zu Hannover am 1. 3. 1906 vor (55.—57. Jahresber. 1904—07). 66.

²⁾ Vgl. daselbst. S. 19.

³⁾ In meiner Schrift Aug. Schlauter hatte ich S. 29 mitgeteilt, daß 1837 Dr. med. Schrader-Hildesheim eine naturhistorische Reise „auf Aftien“ angekündigt habe; wer eine Aktie (zu 6 Taler) nahm, erhielt dafür später Anteil an den gesammelten Naturalien. Aus einem vom Amtsrichter Mavors in Erfurt mir jetzt zur Einsicht überlassenen Briefe von Leuniz an Apotheker Ernst Mavors in Salzgitter vom 29. 10. 1844 ergibt sich, daß Dr. med. Schrader die geplante Reise nach Nordamerika tatsächlich ausgeführt hat. Das wissenschaftliche Ergebnis der Reise aber befriedigte, wie dieser Brief zeigt, weder qualitativ noch quantitativ das Komitee in Hildesheim. Im Namen dieses Komitees sandte Leuniz an Mavors zwei Pakete mit 200 Pflanzen, um „gewissenhaft zu verteilen, was Schrader gewissenlos sammelte“ und bemerkte, daß er selbst trotz seiner Aktien aus den im Text mitgeteilten Gründen nichts behalten habe.

⁴⁾ Vgl. Mitt. aus d. Roemer-Museum Nr. 40, 23f.

⁵⁾ Vgl. Mitt. aus dem Roemer-Museum Nr. 40, 6—9.

⁶⁾ Stammherr der Familie ist Konrad Wedemeyer, Großvogt im Fürstentum Calenberg, der am 13. 2. 1582 mit der gräflichen Burg Eldagsen belehnt wurde. Vgl. Joh. Wolf, Versuch, die Gesch. der Grafen von Hallermund und der Stadt Eldagsen zu erläutern (Göttingen, 1815). Wolf hat sehr anerkennende Worte für Georg Friedrich Wedemeyer und teilt auch die Denkmalsinschrift auf dem Erbbegräbnis mit:

„Heilig war dein Wandel, wie dein Wort,
Wahr dein Herz, wie deine Rede,
Heiß erglühend nur für Recht und Wahrheit,
Hieltest fest du an dem ewigen Gott;
Nie dich fürchtend vor der Macht der Menschen.“

Einzelne Angaben über die Familie Wedemeyer bringt Baring, D. E. Descriptio Salae. Lemgo 1744. — Briefl. Mitt. des Regierungsrats von Wedemeyer und Prof. Dr. Becker in Hannover. — von Ledebur, Adelslexikon der Preuß. Monarchie III, 89 (Berlin, v. 3.). —

⁷⁾ Vgl. Gothaisches Genealog. Taschenb. der briefadl. Häuser (1907), von Ledebur, Adelslexikon III, 62. — Zwischen Wedemeyer und Voigt bestand Verwandtschaft: des Catlenburger Oberamtmann Franz Georg Wedemeyers Vater Konrad Werner Wedemeyer, Oberamtmann in Lauenstein, hatte eine Base von Otto Ludwig Voigt, Abt zur Barfelde, geheiratet. (Schriftl. Mitt. von Prof. Dr. Becker.)

⁸⁾ Die Scheden lauten meist: *Dono Dni Voigt ex itinere me comite* (oder *meum*) *institutio*. Am 20. 7. 1765 waren unsere beiden Botaniker auf dem Brocken Da die „Brockenbücher“ von 1753 bis 1790 mit allen Eintragungen gedruckt vorliegen (Magdeburg 1791), hoffte ich, daselbst auch den „comes“ des genannten Voigt zu finden. So wäre die Frage nach dem Besitzer des Herbars schnell gelöst. Es fand sich jedoch keine Eintragung, weil unsere botanischen Freunde entweder nicht im Brockenhause übernachteten oder die Eintragung verschmähten. Nach 1782 kommt der Name Wedemeyer wiederholt in den Brockenbüchern vor.

⁹⁾ Auf die „Fragmenta flor. Wildesh.“ haben bereits hingewiesen Wächter (Gesch. der Naturhist. Gesellschaft z. Hannover im Hannov. Archiv 1840, S. 24) und Ude (Gesch. d. Naturhist. Ges. z. Hann. von 1797 bis 1897, Festschr. (1897), 51).

¹⁰⁾ Über Ehrhart vgl. Mitt. aus d. Roemer-Museum Nr. 27 (1927) 5f, wo die weitere Literatur verzeichnet ist.

¹¹⁾ Willig²³ botanische Schriften sind in Peter, Flora von Südhannover (Göttingen, 1901) X f. und in E. Nöldeke, Flora Goettingensis (Celle, 1886) zitiert. Vgl. auch 17. Jahresh. des Ver. für Naturw. in Braunschweig (1913) 154f.

¹²⁾ Vgl. A. Peter, Gesch. der Gründung und Entwicklung des Botanischen Gartens zu Göttingen (in der Festschrift zur Feier des 150jäh. Bestehens der Kgl. Gesellschaft. der Wissensch. zu Göttingen, Berlin 1901). — Joh. Steph. Pütters, Versuch einer akad. Gelehrten-Geschichte der Georg-Augustus-Univers. zu Göttingen (1765) I 161ff., 184ff., 294ff., II 84f. —

¹³⁾ Zu Rülking vgl. Elwert, Joh. Rasp. Phil., Nachrichten von dem Leben und den Schriften jetzt lebender deutscher Ärzte . . . (Hildesheim 1799) I 486ff. Für die engen Beziehungen zwischen Wedemeyer und Rülking spricht auch die Tatsache, daß Rülkings Schrift über Northeim in Eldagsen 5 Subskribenten hatte.

¹⁴⁾ II. Teil (Göttingen 1786): S. 33—35 werden die bisherigen botanischen Schriften über den Harz genannt; S. 186—247 folgt das Verzeichnis, in dem nur 2 spezielle Fundorte (und zwar für *Dianthus superbus* unter Berufung auf Willig und *Cucubalus Otites*) angegeben werden. Die Gesamtzahl der Pflanzen ist 1225, davon 878 Phanerogamen und 34 Gefäßkryptogamen. — Rülking zu Ehren stellte Friedr. Ehrhart das Genus *Rülkingia* auf (Beitr. z. Naturf., III, 132ff.).

¹⁵⁾ Über Murray vgl. Alb. Peter, Gesch. d. Gründung und Entwicklung des Botanischen Gartens zu Göttingen (1901), Joh. Steph. Pütters, Versuch einer akadem. Gelehrten-Geschichte . . . II, 138f., 250f. Allg. deutsche Biogr., Bd. 23, 80. — Ferd. Alpers, Friedrich Ehrhart (Leipzig 1905), 57ff., wo sehr abfällige Urteile über Murray mitgeteilt werden.

¹⁶⁾ Vgl. A. F. von Münchhausen, Geschichtshistorie derer von Münchhausen von 1740 bis auf die neueste Zeit (Hannover, 1872) 51—52; Annalen der Braunschw.-Lüneb. Churlande, 3. Jahrg. (Hann. 1789) 153—165; J. R. Wächter, Über den Anbau fremder Gewächse, in Hannov. Magazin 1832, S. 219. — Allg. Deutsche Biographie, Bd. 23. — Friedrich Ehrhart besuchte wiederholt z. B. 1784 dreimal den Garten in Schwöbber. Vgl. Beitr. z. Naturf. Bd. IV, 14, Bd. V, 105ff.; an letzter Stelle bemerkt er, „daß der letzte Gärtner sich mehr um den Wachs- als um die Floram kümmerte.“ —

¹⁷⁾ Zu Fabricius vgl. Allg. Deutsch. Biogr. VI 521. — Autobiographie in Schuster, Linné u. Fabricius (München, 1928), 88ff. — Sein Herbarium wird in Kiel aufbewahrt.

¹⁸⁾ Zu Albrecht von Haller vgl. Allg. Deutsche Biogr. X, 420. — Alb. Peter, Gesch. der Gründung und Entwicklung des Botanischen Gartens zu Göttingen (1901); Joh. Steph. Pütters, Versuch einer akadem. Gelehrten-Geschichte (Gött. 1765) I 56ff.

¹⁹⁾ Über Link und Schrader siehe nähere Literaturangaben in Mitt. aus dem Roemer-Museum, Nr. 27 (1927) 5.

²⁰⁾ Joh. Christoph Wendland, geb. 1755 in Landau im Elsaß † 1828. Verfasser mehrerer botanischer Schriften, z. T. mit Prof. Schrader. — Vgl. Allg. Deutsche Biogr. Bd. 41, 717; Alpers, Friedrich Ehrhart (1905) 23f.

²¹⁾ Vgl. Ferd. Alpers, Friedr. Ehrhart (1905) 12ff. —

Personennamen=Verzeichnis.

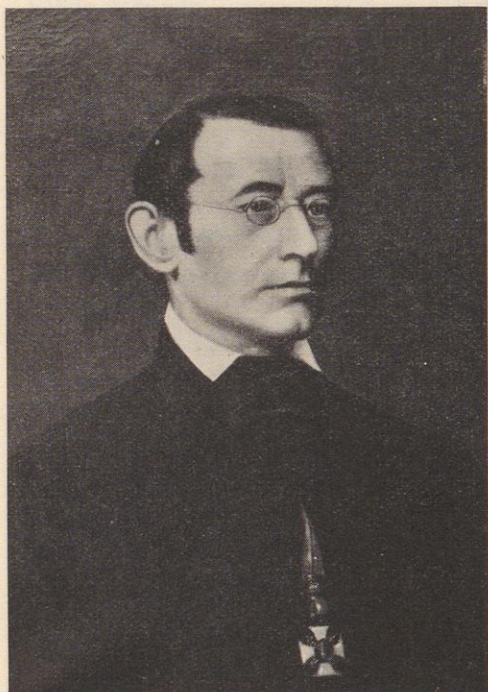
- Alpers, Ferdinand 89.
 Alzog, Joh. 34, 36.
 Valkenholl, Joh. 21, 34, 35.
 Bauer, Karl 6, 24.
 Beckmann, Karl 60, 64.
 Beck, Peter Joh. 28, 32, 36.
 Beelte, Christoph 74, 76.
 Berg 72.
 Bergmann 61, 64.
 Beroldingen, von, Franz Cölestin 17,
 23.
 Bertram, Adolf, Kardinal 21, 32,
 34ff., 73, 75.
 Bischoff 72.
 Blumenberg, Edm. 14, 24, 27, 34f.,
 45.
 Bombicker, Casp. Ladisl. 26, 27, 32.
 36.
 Botteri 79.
 Brabeck, von, Moritz 17.
 Brandes, Wilh. 60, 64.
 Brinkmann, Mathias 58.
 Bruns, Heinrich 27, 35.
 Büttner 84.
 Cramer, Jos. Anton 16, 19, 35.
 Dammers 29.
 Dellör, Elisabeth. 9.
 Devis, Joh. Bapt. 28, 32.
 Dröge 24.
 Dühr, Bernh. 36.
 Ehrhart, Friedr. 24, 82, 83.
 Eichenberg 43.
 Elwert 89.
 Engelhardt, Heinr. 26.
 Ernst, Konrad 58, 75ff.
 Everbroeck, van, Corn. 27, 32, 35.
 Fabricius, Joh. Christian 86, 90.
 Fienekamp 10.
 Frank, Alb. Bernh. 52, 53.
 Franz Egon von Fürstenberg 21, 28,
 32, 35, 37, 42.
 Gabriel 43.
 Gatterer 85.
 Gagemeyer, Friedr. 7, 11.
 Gebauer, J. 36, 58, 61.
 Gerland, Otto 24.
 Grebe, Aug. 23.
 Grube, R. L. 3, 6, 16, 32, 36, 40,
 43, 45, 55, 58.
 Haller, von, Albr. 86
 Hampe, Ernst 80.
 Harms, W. 56.
 Herzig, Richard 75.
 Joesling 78.
 Keese, Johanne 71, 73.
 Keese, Karl 48, 71, 73, 74, 88.
 Keese, Wilhelm 11, 73.
 Kellner, Lorenz 15, 22, 44, 46.
 Kirchhoff, Adolf 68.
 Koch 28.
 Kopp, Georg 68, 71, 73.
 Lachmund, Friedrich 16.
 Lauen, Anna Sabina 9.
 Leines-Leinhardt's 8.
 Lemoine, Hieron. 26, 27, 35.
 Lenz 72.
 Leonis, Caspar 25.
 Liefesett 12, 24.
 Link, Heinr. Friedr. 3, 16, 47, 58,
 86.

- Löhners=Lönders=Lönners 8.
 Löns, Herm. 11, 46.
 Ludwig, Hubert 53.
 Lüben 43, 58.
 Lünzel, Adolf 61, 64.
 Lüsken, Franz Xaver 26, 27, 34, 45.
 Mavers, Ernst 88.
 Meyer, G. F. W. 60.
 Michelsen, Eduard 55, 58.
 Müller, Jos. Godeh. 21, 40, 52, 66, 68, 72.
 Münchhausen, von, 85, 86.
 Murray, Joh. Andr. 81, 85.
 Nöldke, Karl 89.
 Nordhoff 10.
 Ofen 43, 72.
 Osthaus, Jos. 68.
 Pagel, Joseph 14, 21, 26.
 Peter, Alb. 89.
 Plöge, Dorothea 10.
 Prael 61.
 Pütters, Joh. Steph. 89.
 Ratzburg 24.
 Renke, Joseph 14, 21, 25, 26, 32, 36, 40, 68.
 Ringe, Casp. 26.
 Roemer, Adolf 18, 43, 51, 52, 58, 60, 78f.
 Roemer, Ferdinand 60.
 Roemer, Hermann 43, 61.
 Rössig, Heinr. 24, 49, 50.
 Rothert, Wilh. 58.
 Rudolf, S. 6, 59.
 Rilling 84, 85.
 Ruthe, Joh. Friedr. 23.
 Schlauter, Aug. 18, 24, 48, 58, 60, 79, 80, 88.
 Schmeil 57.
 Schrader 88.
 Schrader, Heinr. Adolf 23, 86.
 Schroeder, Friedr. 27, 35.
 Senst, Ferdin. 52.
 Söchting 50.
 Söhle=Sühle 10.
 Sommerwerck gen. Jacobi 71, 73.
 Stein, von, 23.
 Strathmann, Alexander 26.
 Tönnies, August 73.
 Toloe, Elisab. 9.
 Tour, de la, 16, 23, 24.
 Veizin 12.
 Bienekamp, Mar. Elis. 10.
 Vogt-Voigt, von, Friedr. Julius 82.
 Volkmeyer 10.
 Wachsmuth 24.
 Wagner 28.
 Wandt, Jas. Jos. 14, 21, 27, 32, 35.
 Wedekind 28.
 Wedemeyer 82, 88.
 Wegesin, Engelb. 26.
 Welling 9.
 Wendland, Joh. Christoph 86, 90.
 Wendt, von, Franz Wilh. 23.
 Wiederholt 28.
 Wicker, Otto 68.
 Willich-Willig, Christ. Ludw. 84.
 Winter, Joh. Gottfried 10.
 Wrede, von, Engelb. M. Anton 23.
 Wunschmann 55.
 Ziesenis, Dorothea 10.

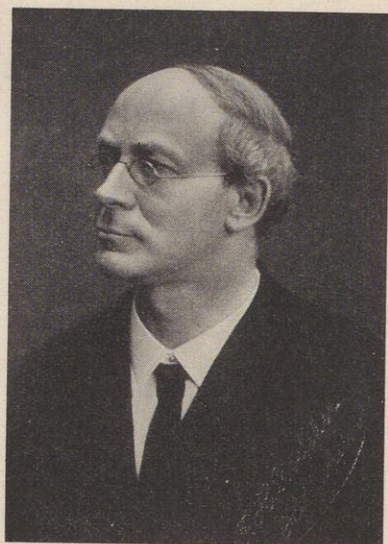
Die Direktoren des Gymnasiums Josephinum nach Aufhebung der Gesellschaft Jesu 1773.

1. Joseph Anton Cramer 1773 bis 1794,
2. Franz Xaver Lüsken 1795 bis 1824,
3. Jakob Joseph Wandt 1824 bis 1832,
4. Joseph Renke 1832 bis 1866,
5. Joseph Godehard Müller 1866 bis 1877,
6. Adolf Kirchhoff 1878 bis 1894,
7. Christoph Beelte 1895 bis 1911,
8. Konrad Ernst 1911 bis 1929,
9. Dr. phil. Joseph Clausing seit 1929.

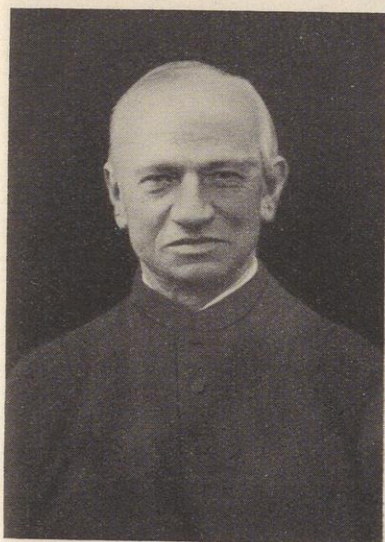
Joseph Renke,
1793—1865.



Joseph Godehard Müller,
1816—1883.



Adolf Kirchhoff,
1834—1894.



Christoph Beelte,
1839—1911.



Konrad Ernst,
1866—1934.

Bilderverzeichnis.

Auf dem Umschlagtitel: Johannes Leunis, nach einer Büste im
Gymnasium Josephinum.

Seite 5: Leunis, nach einem Lichtbilde.

Seite 65: Leunis' letzte Schriftzüge.

Seite 69: Leunis, Totenmaske (von Rüsthardt, im Leunis-
Museum).

Seite 94: Die Direktoren Renke und Müller, nach Gemälden im
Gymnasium Josephinum.

Seite 95: Die Direktoren Kirchhoff, Beelte und Ernst.

Für alle Bilder stellte cand. phil. Heinz J. Adamski-Hildesheim
die photographischen Vorlagen zur Verfügung.

Das Jahr entlang!

Ländliches Brauchtum im Stift Hildesheim



7

Unsere Diözese
in Vergangenheit und Gegenwart

Zeitschrift
des Vereins für Heimatkunde
im Bistum Hildesheim

*

Heft 3

11. Jahrgang

1937

Das Jahr entlang

Ländliches Brauchtum im Stift Hildesheim

Von

Hauptlehrer August Söding

Borsum

Erster Teil: Von der Aussaat bis zum Erntedankfest



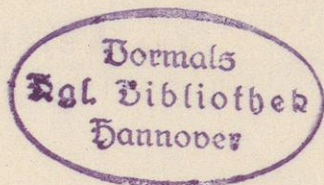
Druck und Kommissionsverlag

Franz Borgmeyer · Buchhandlung · Hildesheim

(1937)

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort	99
Altes Bauernlied	100
„Im Märzén der Bauer die Kößlein einspannt“	100
Lasset uns sîngen, tanzen und springen!	104
Klappern, Krûizepoal und Costerfuir	108
Noal kummt mitter Toal	110
Schäfer, sag, wo tußt du weiden?	113
Ein Bild aus Vorsums vergangenen Tagen	117
„Wenn Pingst'n is . . .“	121
Sau gaht under Arbat datt Fröhjoahr vorrböi	123
Der Erntezeit entgegen	125
Das Melkmausläuten setzt ein	129
Das Weibbund wird gesammelt	134
Als die Sichel raufchten	137
Gottes Segen und des Bauern Hand erhalten uns das ganze Land!	138



Vorwort.

Unter den vielgestaltigen Aufgaben der Heimat- und Volkstumspflege nimmt die Brauchtumsforschung eine sehr bedeutsame Stellung ein. Immer mehr wird man sich der großen Werte bewußt, die gerade in den Sitten und Gebräuchen für die Gemeinschaftsbindung und -haltung liegen. Sie begleiten den einzelnen Volksgenossen auf seinem Lebenswege von der Wiege bis zum Grabe und bilden nach Dr. Spamer („Handbuch der deutschen Volkskunde“) darüber hinaus „zugleich den festgegliederten Lebensrhythmus des ganzen Volkes.“ „Alle Völker ohne Ausnahme“, sagt schon Ernst Moritz Arndt, „werden mehr durch Sitten und Gebräuche als durch Gesetze und Gebote regiert. Je mehr ein Volk lebendige Sitten und Gebräuche hat, desto weniger bedarf es der Gesetze.“

Streng gebunden an Sitte und Brauch lebt so besonders der Bauer seit altersher auf der von den Vätern ererbten Heimatscholle. Nach überliefertem Herkommen leitet er seine gesamte Wirtschaft im steten Kreislauf des ländlichen Jahres. Vieles ist daran zwar infolge der wirtschaftlichen Entwicklung in der Neuzeit unwiederbringlich verloren gegangen. Aber dennoch hat sich ein reiches, lebensvolles Brauchtum in den Dörfern unserer stifts-hildesheimischen Heimat bis auf den heutigen Tag erhalten. Es liebevoll zu pflegen und tatkräftig weiter zu fördern als kostbares Erbe der Väter, erscheint als vordringliche Pflicht, die aus fester Heimatverbundenheit im echt nationalen Sinne allen Beteiligten erwächst. —

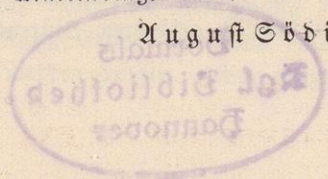
Dieser Aufgabe will auch das vorliegende Heimatbuch „Das Jahr entlang“ dienen. Im äußeren Rahmen des alten Bauernliedes: „Ich bin das ganze Jahr vergnügt“ werden darin die früheren und noch bestehenden Sitten und Gebräuche im Jahresring behandelt und dargestellt. Einzelnes aus den folgenden Ausführungen ist schon in den Tageszeitungen erschienen. Jetzt soll nun eine planmäßige Zusammenfassung des Ganzen geboten werden. Dankbar sei hier meiner treuen Mitarbeiter, der Lehrer Joseph Schrader und Franz Ernst, gedacht, die durch ihre vorzüglichen Photoaufnahmen die Grundlage für die Bilder dieses Buches schufen.

Möge das Büchlein als Beitrag zur heimatischen Volkskunde in den Herzen unseres Landvolkes neue Liebe und treue Anhänglichkeit an altes Brauchtum aus Väterzeit wecken im Sinne des Dichtervortes:

„Treu der Lehre, treu den Sitten,
Laßt der Väter Brauch uns üben!“

V o r s u m , am St. Martinstage 1937.

August Söding, Hauptlehrer.



Altes Bauernlied.

„Ich bin das ganze Jahr vergnügt,
im Frühjahr wird das Land gepflügt.
Dann steigt die Lerche hoch empor
und singt ein fröhlich Lied mir vor.

Kommt dann die heiße Sommerzeit,
wie hoch ist da mein Herz erfreut
wenn ich vor meinem Acker steh'
und soviel tausend Ähren seh'.

Rückt endlich Jakobstag heran,
dann muß die blanke Sense dran.
Dann zieh' ich in das Feld hinaus
und schneid' und bring die Frucht nach
[Haus.

Im Herbst schau ich die Bäume an,
seh' Äpfel, Birn'n und Zwetschen dran.
Und sind sie reif, dann schütt'le ich sie,
so lohnet Gott der Menschen Müh'.

Kommt dann die kalte Winterzeit,
so ist mein Häuschen überschneit.
Das ganze Feld ist freideweiß
und auf den Feldern nichts wie Eis.

Ich aber habe frohen Mut,
mein warmes Bier bekommt mir gut.
Es wird so mancher Spund geschneit,
indes die Frau am Spinnrad sitzt.

Kommt dann der liebe Sonntag ran,
zieh ich mich nett und reinlich an.
Geh' hin zur Kirch' in stiller Ruh'
und hör der lieben Predigt zu.

Und nach der Kirche sprech ich dann
mit meinem lieben Nachbarmann.
Komm ich nach Haus, wird dann verzehrt
was mir der liebe Gott beschert.

Dann geh' ich in die Christenlehr'
und hör und lerne immer mehr.
Und an dem Abend les' ich fein
in meinem Hilfs- und Notbüchlein.

So geht's jahraus, jahrein mit mir;
ich danke meinem Gott dafür.
Und habe immer frohen Mut
und denke, Gott macht alles gut.

„Im Märzzen der Bauer die Rößlein einspannt“

Sitte und Brauchtum bei der Frühjahrsbestellung
einf und jetzt.

Erstes Frühlingsahnen hebt nach trüben Winterwochen an. Unter dem Einfluß der belebenden Vorfrühlingssonne regt es sich überall im Boden der heimatlichen Flur. Schlanke, gefaltete Blättchen schieben sich heraus und bewirken ein frisches Grün der jungen Winterfaat. Roggen, Winterweizen und Wintergerste bilden die grünen Fluren, die mit der braunen oder schwarzen Farbe des neu gepflügten Ackers recht malerisch abwechseln.

Bald sproßt es auch am Rain, an Gräben und Begrändern. Gänseblümchen mit weißen und rötlich gefärbten Blütenkörbchen lugen bereits in



Ausfaat. (Nach einem Gemälde von Prof. Koch.)

Mengen zwischen dem Grase hervor. An besonders tonhaltigen und etwas feuchten Stellen reckt der Huflattich seine gelben Köpfe empor. Darüber schwebt oft in schwindelnder Höhe als erster Frühlingsbote der Felder die Lerche, um nach des „Winters langen Schmerzen“ ihr jubilierendes Lied zu singen zum Preise des allmächtigen Schöpfers, der in seiner Güte alljährlich durch das stete Wachstum auf der Erde erneuert das: „Es werde!“

Da gehen nun auch für den Bauer die Tage der stillen Winterruhe allmählich zu Ende. Wieder ist die Zeit neuer Arbeit und froher Hoffnung auf reichen Erntesegen für ihn gekommen. Längst schon ließ die Kohlmeise ihr „Spinn dicke“ ertönen, und die Goldammer, die vor wenigen Monaten noch flehentlich bat: „Buer, Buer, loat meck in die Schün“, rief ihm im fecken Übermut zu: „Buer, Buer, lück meck im Stüt!“ Nach altem Brauch mußten dann Hecheln und Spindeln zunächst einmal beiseite gelegt werden. Des Lebens Notdurst erforderte jetzt vorerst emsige Feldarbeiten draußen auf dem Acker der angestammten Heimatscholle.

Nicht in das Belieben des einzelnen war es jedoch gestellt, damit zu beginnen. Der seit altersher bestehende Flurzwang hatte zur unabänderlichen Folge, daß die Bestellung immer nur nach einem bestimmten Plane gemeinschaftlich ausgeführt werden durfte. Jeder mußte sich unbedingt den

Anordnungen des Bauermeisters fügen, der den Zeitpunkt und die Art der Bestellung auf den verschiedenen Koppeln oder Wannen vorher genau festlegte. Daran erinnern noch die Flurnamen: „Im Bohnenselde, In den Haserdröhnen, In den Tranen“ u. a. Die öffentliche Bekanntmachung geschah in einer Gemeindeversammlung oder durch den Gemeindediener, der zu diesem Zwecke im Dorfe herumging und ansagte: „Moandagmorgen gahd däi Freujoahrsbestellung an. Däi ganze Ostböite von'en Riehlaackern bett taun Ortsbiefe ward mit Hoabern böistellt!“ Neben dem Ackerlande gab es in der Feldflur noch ausgedehnte Weidesflächen, die als „Gemeinheiten“ von allen benutzt wurden. So hatte Vorsum 1850 vor der Verkoppelung außer 86 Morgen Wiesen insgesamt 304 Morgen 4 Ruthen gemeinsame Weiden. Auch diese mußten in jedem Frühjahr instandgesetzt werden, worüber z. B. folgende Bekanntmachung berichtet:

„Am Donnerstag, den 15. April, morgens 9 Uhr, sollen die Maulwurfschaufen auf dem Bruche gestreuet werden, ein jeder Einwohner hat sich daher um diese Zeit an der Landwehr auf dem Bruche einzufinden.

Vorsum, 11ten April 1813.

Der Canton Maire
Blumenberg.“

Pünktlich zur festgesetzten Stunde zogen dann alle hinaus aufs Feld nach derselben Wanne. Die nötigen Gerätschaften waren schon vorher gehörig in Ordnung gebracht. Ein reges Leben und Treiben entfaltete sich nun bald in der bislang einsamen Dorfflur. Unermüdlich wurde Tag für Tag fleißig geschafft, um den Acker zur Saat wohl herzurichten. Das kommt in dem Bauernliede so zum Ausdruck:

„Im Märzen der Bauer die Rößlein einspannt,
Er setzt seine Felder und Wiesen instand,
Er pflüget den Boden, er egget und sät,
Und rührt seine Hände, frühmorgens und spät.“

Bevor mit diesen Arbeiten begonnen werden konnte, mußten oftmals erst die Grenzen zwischen den einzelnen Äckern neu festgestellt werden. Gar zu leicht war es nämlich möglich, daß der Nachbar oder das angrenzende Dorf beim Pflügen die Furche zu weit gezogen hatte. Darum fand regelmäßig im zeitigen Frühjahr eine Flurbesichtigung statt, woran alle Grundbesitzer teilnahmen. Von Grenzstein zu Grenzstein ging der Umzug, um zu prüfen, ob jeder noch an der richtigen Stelle stand. Die umgepflügten wurden wieder aufgerichtet oder völlig erneuert. Ergaben sich Meinungsverschiedenheiten über einen Grenzstein, so hob man ihn aus und sah nach, ob sich darunter noch die Reste von Holzkohlen oder Eierschalen befanden, die einst die Ahnen beim Setzen des Steines zu seiner genauen Kennzeichnung mit beigruben.

So war früher die Feldarbeit im Vergleich zu heute mit mancherlei Umständen und Schwierigkeiten verknüpft. Doch sie vermochten durchaus nicht, die Zufriedenheit und Arbeitsfreudigkeit des Bauern zu unterbinden. Frohgemut ging er jahraus, jahrein seiner ihm lieb und teuer gewordenen Beschäftigung nach, wie es im alten Heimatliede heißt:

„Ich bin das ganze Jahr vergnügt,
Im Frühjahr wird das Feld gepflügt,
Dann steigt die Lerche hoch empor
Und singt ein fröhlich Lied mir vor.“

Außer Pflug, Egge und Walze kannte man damals keine weiteren kunstvollen Gerätschaften. Wo heute eine moderne breitspurige Drillmaschine in schnurgeraden Linien im gleichen Abstand die Saatkörner in die Erde scharrt, ging einst der Sämann über den frisch gepflügten, dampfenden Acker hin. Den Sack über die Schulter geschlagen, warf er mit der rechten Hand im gleichmäßigen Wechsel zwischen dieser und seinem genau bestimmten Schrittmäße den Samen aus in die fruchtbare heilige Heimatscholle. Dem Dichter gleich sieht man noch in der Erinnerung das traute Bild des Sämanns, wie es geschildert wird in den Versen: „Nun gürtest du um den Leib den grauen körnerschweren Samensack. Der rechte Arm nackt bis zum Ellenbogen, mit flatterndem Ärmel, geht im Schwung mit dem Schritt. Aus der Hand fliegen tausend im Bogen die Körner, sorglich verlesen, glatt und prall und glänzend in Keimkraft.“ (Ferdinand Meyer.)

Für diese Aussaat der einzelnen Fruchtarten hatten sich nach altem Herkommen die verschiedensten Bauernregeln herausgebildet. Sie waren nicht nur Wetterzeichen, sondern bestimmten auch den Gang der Arbeit in Feld und Garten. Der Kalender galt als maßgebend im Kreislauf des Bauernjahres. Darin kam bestimmten Tagen oder Festzeiten eine besondere Bedeutung zu. Das zeigt beispielsweise die folgende Regel:

„An Sanct Benedikt (21. März) gesäet,
Erbs und Zwiebel gut gerät.“
„An St. Gertrud (17. 3.) sät man Kresse und Salat,
Und hat dann davon früh und spat.“

Den Flachs säte man am besten in der Woche nach der dritten Wittmesse. Kam am Rande des Vorsumer Holzes „däi witte Röiter (der blühende Schwarzdorn) zum Vorschein, dann war es Zeit, die Sommergerste zu säen. Der bekannte Bauernpfarrer Joseph Weigert berichtet ähnlich von folgenden Regeln:

Sähe Korn Egidi (1. September)
Hafer, Gerste Benedikti (21. März)
Säe Flachs Urbani (25. Mai)

Wicken, Rüben Kiliani (8. Juli)
 Sae Hanf Urbani (25. Mai)
 Viti Kraut (15. Juni)
 Erbsen Gregori 12. März)
 Linsen Philippi Jakobi (1. Mai)
 Grab Rüben Vinkula Petri (1. August)
 Schneid Kraut Simonis Juda (28. Oktober)
 Trag Sperber Sixti (6. April)
 Fang Wachteln Bartholomäi (24. August)
 Bleib Stuben Kalixti (14. Oktober)
 Heiz warm Natale Domini (25. Dezember)
 Iß Lammbraten Oculi (4. Sonntag vor Ostern)
 Iß Gans Martini (11. November)
 Trink Wein per circulum anni (das ganze Jahr hindurch).

Von diesem sinnigen Brauchtum ging gewiß vieles infolge der neuzeitlichen Wirtschaftsführung verloren. Geblieben aber ist unvermindert die hohe Bedeutung einer zweckmäßigen Aussaat für die Ernährung unseres deutschen Volkes aus eigener Scholle. Das Werk wird und kann nur gelingen, wenn der göttliche Ackeremann, „der da ist unser lieber Herr Jesus Christ, der sät auf die Erde den göttlichen Samen, und uns nährt allein ja alle zusammen“, seinen Segen dazu gibt. Laßt uns darum singen und beten wie in der Strophe aus einem alten Gesangbuche von 1602:

„Was wölln wir aber heben an,
 Wölln singen von einem Ackeremann,
 Und der uns den Acker thuet mehren,
 Gott Vater, Sohn und heiliger Geist,
 Der wöll uns weisen und lehren!“

Lasset uns singen, tanzen und springen!

Kinderspiele, Lieder und Abzählreime zur
 Frühlingszeit.

Nun sind vor den warmen Strahlen der Frühlingssonne die letzten Spuren des scheidenden Winters vergangen. Auf den Straßen und Plätzen unserer Dörfer trifft man lustige Kinderscharen bei frohem Spiel, munterem Tanzen und Springen an. Ein bunt bewegtes, jugendfrisches, unbekümmertes Leben ist es, was sich dort entfaltet. Wer kann sie aufzählen, all

die verschiedensten Ball-, Kriegs-, Tanz- und Reigenspiele, die nach altem Brauch im Kreislauf des Jahres immer regelmäßig wiederkehren? Mit welcher Freude und Ausdauer betreiben jetzt die Jungen auch das bestens bekannte „Knickern“, wobei es reiche Gewinne in Gestalt von bunt bemalten kleinen, aus Ton gebrannten Kugeln und glitzernde blanke „Glasknicker“ zu erringen gilt. Rock- und Hosentaschen werden voll damit gefüllt. Die „Kleinsten“ aber tragen ihre kostbaren Schätze wohl behütet stolz vor sich auf der Brust in einem feinen Beutelschen, das ihnen die liebe Mutter oder eine größere Schwester stricken oder nähen mußte. Tüchtig wird auch nach dem Kreisel „Brummküsel“ geschlagen, der sich, von den emsigen Peitschenhieben angetrieben, zur Freude der Kinder immer schneller dreht.

Lauter Jubel herrscht wieder bei anderen Gruppen, die sich durch Kriegen, Haschen, Suchen und Verstecken im lebhaften Umhertummeln belustigen. Diese Spiele beginnen zunächst mit dem wichtigen „Abzählen“, um festzustellen, wer als erster „kriegen oder suchen“ muß. Dabei fehlt es an den nötigen „Abzählreimen“ nicht, wovon insbesondere die Mädchen eine große Fülle geläufig und sicher beherrschen. Als uraltes Brauchtum haben sich diese vielseitigen Knittelverse schon lange Jahre hindurch unter der Kinderwelt im dörflichen Umkreise erhalten. Immer wieder lernen sie die jüngeren von den älteren, und so hat wohl jedes Dorf neben den allgemeinen gebräuchlichen noch einen mehr oder weniger örtlich abgestimmten Bestand.

Gehen wir einmal unter die spielenden Kinder, so hören wir, wie sie begeistert all ihre bekannten Reime im bewunderswerten Eifer aussagen. Da zählt z. B. ein Mädchen:

„Eins, zwei — Polizei,	Neun, zehn — laßt uns geh'n!
Drei, vier — Grenadier,	Elf, zwölf — ins Gewölb,
Fünf, sechs — alte Hex,	Dreizehn ist die Kron'
Sieben, acht — gute Nacht,	Für unsern lieben Sohn.“

Wieder ein andermal heißt es:

„Eins, zwei, drei.	Kommt die Katz und holt den Fisch,
In der Dekanei	Kommt die Köchin mit der Gabel
Steht ein Teller auf dem Tisch.	Sticht die Katze in den Schnabel.“

Sehr verbreitet ist ferner folgender Abzählreim:

„Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben —	
Peter Paulus hat geschrieben	Drei Pistolen:
Einen Brief	Eins für mich,
Nach Paris,	Eins für dich,
Der soll holen	Eins für Bruder Heinerich!“

Nicht selten hört man auch zählen:

„Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben —
 Wo ist denn mein Schatz geblieben?
 Ist nicht hier,
 Ist nicht da,
 Ist wohl in Amerika.
 Oder ist er in Berlin,
 Wo die Rosen zweimal blühn.“

An die frühere Zeit der Flachsbearbeitung erinnert dieser Reim:

„Enter tenter topp	Bauer bind den Pudel an,
Peter hat 'nen Lopp,	Daß er mich nicht beißen kann!
Wenn es keine dreißig sind —	Beißt er mich, verflag ich dich:
Dreißig sind es doch!	Dreißig Taler kost't es dich!“

Von der Schularbeit heißt es:

„Enter tenter Tintensaß,	Mädchen müssen Fackel tragen,
Geh zur Schul' und lerne was!	Jungen müssen Trommel schlagen:
Wenn du was gelernt hast,	Biff, baff, buff.“
Steck' die Feder in die Tasch'! —	

Oftmals kommen in den Abzählreimen auch derber Witz und Humor zum Ausdruck wie in den folgenden:

„Auf der Straße Nummer acht	Wer soll seine Wäsche waschen
Wird ein kleines Kind gebracht.	Ich oder du?
Wie soll es heißen?	Der Vater kriegt 'ne Kuh,
Annemarie Ratterkasten.	Und was die Kuh am Schwanze hat,
	Das kriegt du!“

Kurz und bündig hieß es bei uns in meinem Heimatdorfe auf plattdeutsch:

„Enne, denne, donne,	Eiken, Veike, Veuten,
Diu bist 'er vonne!	Diu moßt seuten!“

Viel Vergnügen bereitete uns immer folgender Spruch:

„Eine, twei, drei, veire, feiwe, fesse	Ramm dei Sneier mitt 'er Elle
Juse lüttje Blesse	Slag datt Kättchen fuore Prella.
Flug ubert Woater,	Ei joa, Raterbrae,
Hale seck en dicken fetten Fisch,	Juse lüttje Hund
Leggt 'nen uppen Klockendisch,	Is funtterebunt!“

Neben all diesen Abzählreimen, die zur Einleitung der größeren Bewegungsspiele dienen, singen und tanzen unsere Kinder noch immer gern auf blumiger Frühlingswiese oder grünem Ager zu jenen schlichten, einfachen Liedern, die uns so seltsam lieb und traut anmuten.

Wie sehr diese Lieder dem Kindergemüt zusagen, das haben sie durch Jahrhunderte alten Brauch bewiesen. Sie verkärten die Lebensmorgen und beglückten unzählige Kinder täglich vom Erwachen bis zum „Schlupf unter die Deck.“ Wirklich uralt sind viele unserer heute noch gesungenen Kinder- und Spiellieder. Man ist überrascht, wenn der tiefe Sinn erkannt wird, der sich oft hinter ihnen verbirgt. Vielsach gehen sie zurück bis in die fernste Vorzeit unserer völkischen Vergangenheit. Damals waren sie keine Kinderlieder, sondern heilige Hymnen zum Preise der verschiedenen Göttergestalten. Zu diesen Liedern mit mythischen Erinnerungen gehören vor allem die zahlreichen Holdalieder. Holda war die hilfreiche Himmelsgöttin. Sie segnete die Fluren und beschützte das Haus. Tief in den Wolken, im Wolkenbrunnen, hatte sie ihre herrliche Wohnung und ihren blumenreichen Garten. In Blütenfeldchen und auf Büschen, im Holderbusch weilten dort bei ihr die Seelen der unborenen Kinder in Gestalt kleiner Vögel, die beim Anblick der Menschen ängstlich forthuschten. Noch heute klingt es so von munteren Kinderlippen:

„Kinkel, Kinkel, Reihe!	Eigen unterm Holderbusch
’s sind der Kinder dreie.	Rufen alle: „Husch, husch, husch.“

Auch in dem bekannten

„Malkäfer flieg,	Die Mutter ist im Pommerland,
Der Vater ist im Krieg,	Pommerland ist abgebrannt!“

ist dieses Pommerland nichts anderes als ein mißgedeutetes „Hollerland“. Holdaland, Reich der Holda.

Wieder ein anderes Mal tönt es im Kesselreigen:

„Dreimal um den Kessel,	Holda, du mein liebes Kind,
Ich weiß nicht, was da flog,	Du sollst den Schleier tragen,
Da flog ein wackeres Mädchen	Und wenn der Schleier in Stücke reißt,
Das sang so:	So fall’n wir alle um.“

Im Schleiergewand, dem Schwanenhemd, schwebten nämlich die Walküren durch die Lüfte. Wer ihnen den Schleier raubte, bekam Gewalt über sie. Solange die Walküre den Schleier trug, konnte sie fliegen, zerriß er, so stürzte sie zu Boden.

Solch spielende und singende Kinder sind etwas rührend Schönes. Um sie und in ihnen ist „Freude, Unschuld, Sonne, Glanz!“

Nicht verstummen sollen und dürfen darum all unsere bekannten Spiellieder und Abzählreime. Sie zu sammeln und als wertvolles Volksgut zu erhalten, ist eine schöne und dankbare Aufgabe, wie Herder schon einmal ausruft: „Was für ein großes, treffliches Ideal wäre mir daselbe, wenn ich mich je in Liedern dieser Art versuchte! Eine ganze, jugendliche kindliche Seele zu füllen, Gesänge in sie zu legen, welch’ ein Zweck, welch’ ein Werk!“

Klappern, Kruizepoal und Osterfuir.

Ländliches Brauchtum von Karfreitag
bis zum Ostertag.

Andacht un Prie an „Stillen Fröidagoamd“ sind tau Enne. Uppen Rügge-
wege vonner Kerken dräpet sech däi eole Mester Prinzlau un söin Noaber
Kasper Welge. Bade seiten vorr sechzig Joahren tausammen inner selben
Schaubank un hüreten niu midde taun öllersten Luin in Därpe. Mäir wöi jeder
Annere könnnt sei vonner eoln Töit vertelln. Memmer kört düsse truin
Frünne giern davon. Sau kumet'se eof huiteoamd wier doarupp te spräken.

„Watt hett'e Pasteor doch schüne priet,“ fangte Noaber Welge an.
„Doa, Kasper,“ giffst Mester Prinzlau tauer Antwuort, „doa heste recht.
An düssen Doage goacht däi Würe oaber eof deiper tau Harten. Man säuhst
orndlich däi Trauerstimmunge un ward sau ganz eigen tau Sinne. Däi
Kloffen loatet sech nich hürn. Dahne datt vorrherige Luinen kumet stille von
allen Söiten jung und eolt noar Kerken. Datt was freuher doch noggen
betten anners. Taur Kerkentöit wuord'e klappert. Wei Jungens tügen
denn dürt Dörp. Jeder von ösch härre doaböi söine höltene Klappern inner
Hand. An allen Stroatenacken klappern wei feste rupp leos. Wuo is dütt
woll eigentlich in Buessen awekuommen? In Hassen un Voabenstie giffst et
datt Klappern doch huite noch. Döi Jungens in Voabenstie segget böin
Klappern en schöinen Spruch her. Taum iestenmoale hett et:

„Eifen, Beifen, Biuer,
ett lutt datt ieste Schiuer.“

Datt tweitemoal:

„Et lut datt tweede Schiuer.“

Böin iesten Moale raupet se:

„Eifen, Bäufen, Berken
Et is niu Töit taur Kerken!“

Dütt Klappern möste eof in Buessen wier innefueert wiern. Man kört
doch hütigen Doages sau viel von dän eolen Sitten, un en poar hölten
Klappern leiten sech balle oahne greote Kosten taurechte moaken. Inner
Kerken giewet däi Missedöiners noch mitter Klapper däi neudigen
Teifen. Datt passet sau guit taun Singen oahne Orgelspielen. Watt
hallen woll freuher groade inner Andacht an „Stillen Freidagoamd“
iuse eolen Fastengesänge sau warmhartig dürt de Kerken. Doarinne

brennen bloß en poar Lichte vorr'n heiligen Groabe. In düffen schumerigen Schöine stünnen dāi vielen hōlten Figiuren bōin Groabe un stimmen sau recht taur Andacht. Lange leiwe Joahre wūrn 'se all ümmer wier inner Karwecken uppestellt. Doa schaffe man düsse Figuren aff un stelle doavorr mair „Kunstwerke“ an ühre Stie. Joahrelang hett seck denn viele von dāin eolen Stücken uppen Hiusboddens rummerdriem. Huite suiht man noch en poar in iusen Därpmuseum. Sei sind wier'e funnen un niu doa schön underebrocht. Datt is wirklich giut'e meint. Watt vorr Erinnerungen hānget nicht doanne! Loat Kunst Kunst soin, vaber wei heolet midder rechten Gesinnunge. Dāi woisen wōi bōin Singen von iusen eolen Gesange vorm Groabe an Stillen Frōidage:

„Lob und Ehr wir sagen	Und dazu hast geduldet
Dir Christe, Gottes Sohn,	Am Leibe große Pein,
Der du hast getragen	Was wir haben verschuldet
Für uns viel Spott und Hohn.	Hast du gebüßt allein.
	Kyrie eleison!“

Noaher Andacht ging et an Stillen Frōidagoamd frōitōitig int Bedde. Gigen Klocke seiwe kloppe ösch dāi Mutter an annern Morgen all wier e' riut. Doa wuord datt Osterfuir uppen Kerfhowwe annesticket un e' wōiht. Doa bōi dōrste doch keiner von ösch Jungens fāhln. Von dāin siem Bull und Halsspännerhōwwen hoaln 'we hille datt neudige Holt taun Osterfiure. Dāi Biurn upp düffen Hōwwen wūrn nämlich all dūr Joahrhunderte „Altaristen“. Sōi seiten inner Kerken uppen Chaure un dāi Pasteror hoale bōin Deoe ühre Leichen von'en Huse aff. Doavorr mößten se dāi Prozessionsbilder underheolen. All Doage vorrher moaken wei iusen „Kreuzepoahl“ taurechte. Doatau neihm we ne lange Bōizebohnstange un nägeln beom korrt vorrn Enne öine Quierlatte doareober. Sau was dāi „Kreuzipoahl“ fertig. Düffen heiln we denn bōir Wōihe int Osterfuir. Doadūr wuord'e en betten annebrennt und midde wōiht. In Huse kamm niu dāi „Kreuzepoahl“ uppen Bodden innen „Hahnebalken“. Hōi schōll denn datt Hius schützen vorr Fiur un anderen Gefahren.

Von all düffen schönen Sitten weit iuse huitige Jugend nichts mair. Doamoals neihmen alle Luie iuten ganze nDärpe ühre Gesangbecker midde nahn Osterfiure butten im Felle. Dāi Nachtwächter sticke uppen Zeiken datt Fuir an. Heohe Flammen leodern gigen dāin Damdhimmel un moaken rundherum alles hell. Niu stimme dāi Gemeindevorsteher un Biurmester an „Christ ist erstanden,“ un alle sungen kräftig midde. Din noan annern kamm jeder Ostergesang anne Rāige, wōi „Laßt uns erfreuen herzlich sehr“, „Ist das der Leib, Herr Jesu Christ“, eor vorr allen:

„Freu dich, du werte Christenheit,	Die Sorge, die uns war bereit't,
Jesús hat überwunden,	Die ist jestund hinweggeleit'
Die große Marter, die er leid't	Erstanden ist uns große Seligkeit.“
Der ist er jest entbunden.	

Underdessen was dāi Holthucken awehrennt, un alle gūngen stille int Dārp taurūgge mit Eosterfrieden und Eosterglūck in Harten.

Roal kummt mitter Toal . . .

Erinnerungen aus der Hackzeit in früheren Jahren.

Von Kerkturn in Bueffen slat et Klocke eine. Doa ward et in Dārpe wier liebīg. Bleoß fort is in düßer hillen Tōit dāi Middoagsriuhe. Biel Arbat liurt uppen Felle. Dat Kuorn motte hacket wiern. Doatau sīnd dāi Neuwe all rascher iuter Ire kuomen. Bett tauer Gastenārn ritt dāi Hacke rōie goarnich aff.

Mit greoten Hackmaschoinen un scharpen Mūlters gaht et niu Dag vorr Dag noahe butten. Mahrst blōiwet upp dāin lūttjen Stien bleoß de eolen Luie in Hīuse. Sāi passet upp Kinder un Beih.

Sou sitt eok huite dāi eole Greunegrāß vonner Masch allāine vurn Hīuse inner Sunnen. Hei denket in Stillen an freuhere Tōien. Doamals wasse noch ūmmer sūlmst doabōie west. Watt harre seck'e quālt un awerackert! Jest ober is hei stump un krōppelig 'ewuoren. Datt Arban motte Annern: eoerloaten. Doch hollt hei noch ūmmer greote Stūcke doavon und rāfei groade iut: „Huite sīnd se bōim Weitehacken an Schellhorn, morgen kummt de Hoabern uppen „Drohme“ anne Kāige, un denn gaht et bōi lūttjen anne Neuwe innen „Sūltensteerte“.

Indeme kummt sōin leiwe Frūnd un Schaalkamerad, Johann Schmalur, uppen Hoff. Eok hei hett et seck sōin Piewe siur wiern loaten. Bōi sōine lūttje Kōtherstiehe Nummere veire in'nen „Klāpperhagen“ an Gāuseddike hūre 'ne Discherōie. Uemmer richte seck noar Inschrift an sōinen Hīuse: „In meinem Tun gib mir Verstand, Recht und Wohltun meiner Hand, daß ich die Arbeit treibe wol, wovon ich mich ernāhren soll! Und allen zu gefallen ist unmōglich.“ Daber niu is hei eolt 'wuorn un kann nich mār viel iut lūttjen. Giern gaht 'e namedoages uppe Masch noae Rifus Greunegrāß. Sei passet niu dīnmoal giut teheope. Einer lett uppen Annern nix kuomen. An dāi nōie Tōit kūntt 'se seck swar gewūnen. Doarumme kuomet se ūmmer wedder upp datt Cole tau fūhrn.

Sau is ett eef huite. „Wuoe wöit sind jine Luie mitter Hackeröie?“ freggt Schmalug böim Hennsetten. „Billichte wierd se morgen all mitten Kuornhacken fertig“, gisft söin Fründ Rifus tauer Antwuort. „Watte nich seggst! Joa, Minsche, wuoe hett sech doch dai Welt e' ändert! Dai ganze Arbat is jetzt man bleoß saun Cobergang un Vickupp. Mit ührn greoten Maschöinen flüttshert se dai Koppels aff un doal, datt ett sau buffet. Wöiher stoacht „Mülters“ von allen Sorten paroot. Doamidde trecket dai Mäkens und Friuens dorch de' Räigen un fröiget noch niggemoal smerige Hanne doaböie. Sei willt ett oaber eef sau hebbén. Datt man bleoß dai feinen Hanne weif und zoart blöiwet! Datt hübsche Gesichte draff eef nich vonner Sonnen briun 'ebrennt wiern. Ett möchte süß nich vuornehm genaug iutseihn. Hille feuert 'se mit ührn Rön noan Felle un wedder taurügge. Datt Taufanteagoahn iss'ene all tau swoar un langwöilig.

Watt mößten wöi ösch doagigen freuher woll affplacken! Wer dachte doamoals all ant Hacken! Ett gung joa goarnich. Datt Kuorn was noch mitter Hand e'faet. Jeder enzelne Kriutstengel wuord doarumme iuter Tre retten. Watt was datt woll vorr'n Fingerken! Krumm un scheif wuorn dai Luie von den vielen Bücken. Kruizeluahm feuhln'se ührn Rüggen nich mäier. Doabbi schöine dai Sunne ofte Dag vorr Dag uppét Vast. Dai Swöit leip von Koppe dorget briun 'ebrennte Gesichte. Doch datt schoade alle nicks. Man wische sech aff un tau glöick mit 'en Hemdsärmeln dreunge un friue wöier.

Ett fähle oaber eef nich an Arbat. Kriut gaff ett ümmer en ganzen Barg vull. Man könn böi aller Quäleröie nich doagigen anfuomen. Upp wecken Koppels was ofte nicks ar lauter Härk tau seihen. Düsse wuord böim Kriuen glöick tauheope bunnen un oams ar Raufutter noan Howwe brocht. Beom uppen Feuhre seiten denn de' Mäkens un Friuns. Hinnerdür keimen dai Mannsluie. Alle wörrn'se vergnuigt un süngen dorget Därp:

„Holdes Grün, wie lieb ich dich,

Süßer, süßer Augentrost für mich!

Denn du bist so wahrlich schön,

Aller Farben Königin!

Mohammed war ein Patron,

Kannte alle Farben schon,

Doch von aller Farbenpracht

Ihm das Grün, das Grün, nur Freude macht!

Hätt' ich gleich ein Königreich,

Blieb ich der Natur doch gleich,

Müßten alle Mädchen jung und schön

Nur grün, ja immer grün gekleidet gehn!“

Doch mitten Härk alläine was ett noch nigge doan. Runterbunt seigen wier annere Felder von reohen Finerrausen un blogen Stadtblumen iut. Man seggt tau düffen lesten eok Kaiserblumen. Däi eole Kaiser Wilhelm möchte se doch giern löien. Huite is in Bueschen Felle nich eine mair doavon tau finnen. Eok däi blasfrohe Roale is fast ganz verschwunnen. Freuher stünnen doavonn vorr allen innen Roggen hunderte un diufende. Respe un Boffswanz dien wöier datt Neudige. Doa heit ett taupacken. Ett gaff süß nich viel Ruorn inner Aern tau roapen. Diu kennst doch däin eolen woahren Spruch: „Roal kummt mitter Toal, Respe bringt 'nen Biuren iut'n Neste, Boffswanz verlett däin Biurn ganz!“

„Joa, joa, diu heßt recht! Wuo greulich sach ett maest eok uppen Kartuffelsfelle iut. Dicht annen Bodden krüepen hiupenwöise däi gählen Spalblumen herumme. Greote Laddernbläe neihmen däin Kartuffelplänten Sunne un Noahrunge. Wier an annern Stiechen härre man mit Hauhnervarm und Diumwocken söine Värenlast. Wöier sünnen seck doa Rüelße und Pennigskriut nich tau wennig in. Mitunder gung däi scharpeste Mülter nich dorch Quieken un Döißeln. Däin Mäkens moake datt Brügamskriut viel Spoaß. Sei leggt en seck doavonn en Stengel innen Schauh. Dams uppen Rügge wäe was ett denn 'nen Siuchen und en Lachen. Alle passen upp döinn iesten junken Bengel, däi öinen Mäken entgigen kamm. Düsse wuord in selben Joahr noch söin Brügamm.“

Sau gung under viel Arbat bett Jahannig datt Freuhjoahr vorrböi. Nemmer höchter und bäter wöffen underdessen däi Feldfrüchte. In iusen eolen Gesangbaufe heit ett dareober:

„Mit Lust seh' ich zur Frühlingszeit,
Wie samt den Bäumen das Getreid'
In voller Blüthe stehet,
Vordringt, Aehr'n bringt, so die linde Luft und Winde
Fein durchgehen
Und es hin und wieder wehen.“

Mair wöi huite oaber moake man seck eok Sorgen um eine giue Aern. Datt wöiset ösch ett Maluien, däi Vittboage, Behemissen un iuse eolen Feldfruiße. Wöi öfters süngen wöi doamoals:

„O Herr, durch deine milde Güte,
Das angebaute Feld behüt
Vor Allem, was kann schaden,
Was den Früchten ist zuwider,
Böse Gewitter nicht gestatte,
Gib, das Alles wohl gerathe!“

Buller Freude stund doarumme dāi Viure Sommerdoags vorr söinen Felle. Ett ward joa eok hiute wier giern 'e sungen:

„Kommt dann die liebe Sommerszeit,
Wie hoch ist dann mein Herz erfreut,
Wenn ich vor meinem Acker steh'
Und so viel tausend Aehren seh!“

Schäfer, sag, wo tust du weiden?

Von der früheren Vorsumer Weidewirtschaft
und Gemeindeschäferei.

Um den Kranz stattlicher Dörfer im Stifte Hildesheim breiten sich auf dem fruchtbaren Lößgürtel, Acker an Acker gereiht, weite, reich gesegnete Feldfluren aus. Fast restlos sind sie heute einem hochentwickelsten Ackerbau nutzbar gemacht. Abgesehen von dem Harsumer und Vorsumer Holze beleben nur hin und wieder einige am Weges- oder Grabenrande vereinzelt stehende alte Bäume das gleichförmige Flurbild. So trifft auch hier das Dichterwort von Martin Greif zu: „Weit in das Land blick ich hinaus — nichts, als nur Ähren allumher, fast userlos, gleich wie ein Meer.“

Das war naturgemäß noch nicht immer so, denn die äußere Gestaltung der Landschaft ist beständig dem Kulturwandel unterworfen. Erst die hier in den Jahren 1850—1865 durchgeführte Verkoppelung hat als eine Art wirtschaftlicher Revolution gewirkt. Durch sie bahnte sich die Entwicklung zum intensiven Ackerbau an, der eine grundlegende Umformung des gesamten Landschaftsbildes zur Folge hatte. Wo heute der Pflug seine Furchen in den schweren, braunen bis glänzend schwarzen Ackerschollen zieht, befanden sich bis dahin zumeist grüne Angerflächen, Wiesen und Weiden. Während des ganzen Sommers hindurch waren diese belebt von Viehherden aller Art. Bei der damals vorherrschenden „Dreifelderwirtschaft“ bildete nämlich eine reiche Viehhaltung den Hauptzweig im bäuerlichen Betriebe. Neben der ausgiebigen Pferde-, Rindvieh- und Schweinezucht wurde auf jedem Hofe auch eine entsprechende Anzahl Schafe gehalten. Jeden Morgen zogen zur festgesetzten Stunde sämtliche Herden durch den „Ruh- und Pferdeschlag“ hinaus auf die gemeinsame Weide. Oft blieben manche von ihnen auch in der Nacht draußen auf dem „Nachtanger“. In der Regel jedoch kehrten die Kühe spät abends zurück ins stille Dorf. Wenn dann bereits am westlichen Himmel die goldene Abendröte aufstieg, sangen die jungen Dorf-

burschen beim Herannahen der heimkehrenden Kuhherden gern ihre Neck- und Spottverse. Jedes Dorf hatte damals seinen Kuh-, Pferde- und Schweinehirten, die im „Hirtenhause“ wohnten. Daneben gab es noch eine besondere „Gemeindegäsberei“. Diese wurde meistens an einen Gäsmeister verpachtet, worüber z. B. die folgende Urkunde aus dem Dorfmuseum berichtet:

Copia
Pacht-Contract
die gäsberei betreffend
zwischen
Wolraden Lohmann
undt
der Gemeinde zu Vorsumb
auf 13 Jahre.
Datirt den 23. Marty 1727.

„Kundt undt zu wissen sei hiermitt Jedermänniglichen; Waß gestalten heut untergesetzten Dato undt Jahr zwischen der löblichen Gemeinde zu Vorsumb an Einem, sodann dem Ehr undt Arbeitsahmen Wolraden Lohmann Gäsmeister am andern theile, Ein aufrichtig undt unwiderrusslicher Mieth- und Pacht-Contract folgender gestalt verabredet und getroffen worden; Es hat nemlich Eingangs gedachte Gemeinde gemeltem Lohmann die ihrem Dorf zugehörige Erb- undt Eigentümbliche Gäsbery verpachtet, daß Erselbige seinem bestem nach nützen und gebrauchen solle und möge, von dem Tage s. ti: Michaelis Archangeli deß hier Künfftige Tausend Siebenhundert Neun und Zwanzigsten Jahres an zu rechnen auf die drey Zehn, sage drey Zehn drauff folgenden Jahren, so sich im Tausend Siebenhundert Zwey undt Bierzigsten Jahre im vorbestimmbten termino s. ti Michalis Archandeli Endiget undt exprimiret umb undt für dreyhundert, sage dreyhundert Thaler undt Ein faß Brühhan; Welche dreyhundert thaler dem Er Wolrad Lohmann mirbesmelter Gemeinde in Einer unzerteilten summa an guter grober gangbarer Reichsmünze bahr auf öffentlichen Spiel- oder Gemeindegause in gegenwahrt der Ganzen Gemeinheiten geliefert undt zugezahlet; auch dabey daß faß Brühhan außgetrunken werden, über welcher richtige überlieferung Er Gäsmeister hirmitt billig quitirt wird.“

Im weiteren Wortlaut der Urkunde werden dann die beiderseitigen Pflichten und Rechte, die aus dem Vertrage erwachsen, bis in alle Einzelheiten hinein, genau aufgezählt und eingehend beschrieben. So hat eine etwaige Kündigung des Kontraktes auf „s. ti Joannis Baptista“ zu erfolgen. Erfüllt jedoch der Gäsmeister seine übernommenen Pflichten gegenüber der Gemeinde nicht, so kann diese ihn „alle Jahre die Loß Kündigung thun

undt absetzen“. Im Todes- oder Absatze falle „soll die Gemeinde gehalten sein“, die bereits gehobenen Gelder von der Hauptsumme abzuziehen und mit den „darob gebührenden Zinsen“ zurückzuzahlen.

Die Gemeinde stellt ferner dem Schafmeister freie Wohnung, die sie auch auf ihre Kosten unterhält. Sie gestattet ihm, zwei Kühe platzfrei auf der Weide zu halten, und läßt für ihn alljährlich den dritten Teil der „Brache“ bis auf Pfingsten ungesflügt liegen, „damit derselbe das Vieh so lang darauf weiden könne.“ Nach „uhralter Sitte und gewohnheit“ soll er sein Verbleiben haben, ihm so wenig wie der Gemeinde eine gewisse Zahl Schafe vorzuschreiben.“ Dagegen muß der Schafmeister „sowoll der Gemeinden als sein Eigenes Vieh zugleich und zu rechter Zeith aus- undt einführen, auch wie es sich gebühret verwahren, damit kein anlaß zu Klagen vorfallen mögte.“

Stirbt aber der Schafmeister vor Ablauf der dreizehn Pachtjahre, „soll er dadurch keineswegs bemächtigt seyn die übrigen Jahre seinen Erben oder Einem Tertio überzulassen; Es wäre dan mit bewilligung der Gemeinden. Im übrigen hat gedachter Schafmeister Wolrad Lohmann nichts mehr als das wohnhauß mit drey thüren (in specie beyden Hausthüren nebst der stubenthür und Kachelofei) in der schäferei befinden so der Gemeinde zugehörig, das übrige aber nemlich die auf dem Hofe befindliche Stallungen, wie im gleichen das fenster in der stuben, Ihm Wolrad Lohman zukommt;“ „Aller ohne arglist undt gefahrden“ sind als wahre Urkunde von diesem Pacht- und Mietkontrakt zwei Abschriften ausgefertigt und vom Vogt Blumenberg im Namen der ganzen Gemeinde unterschrieben und mit dessen „gewöhnlichen Pettschaft“ bestätigt. „So geschehen auf öffendlichen spielhause in gegenwart der ganzen Gemeinde, undt Baumeistern Hans Heinrich Meyer undt Lorenz Müller.

Vorsum den 23ten Marty Ein tausend Siebenhundert undt Sieben Zwanzigsten Jahrs.

In fidem
Jacob Blumenberg
Thumbprobsteyl. Voigt.

Diese uralte Weidewirtschaft war so aufs engste mit dem gesamten Dorfleben verknüpft. Das „liebe Vieh“ bildete nach Jakob Grimm „den vierfüßigen Schatz unserer Ahnen. Es wurde fast mit zur Familie gezählt und deshalb wohl gehütet und versorgt. Von alters her verbanden sich viele denkwürdige Sitten und fromme Gebräuche mit dem Zeitpunkt des Herdenaustriebs auf die neu vergrüneten Matten. Im allgemeinen begann die Weidetrist „wenn der Kuckuck ruft, wenn erwachen die Lieder.“ Als Regel

galt: „Der Urban (25. Mai) treibt die Kuh aus dem Stall, zu Sankt Gall (16. Oktober) bleibt die Kuh im Stall.“

Auch der Aberglaube spielte hierbei ab und zu eine gewisse Rolle. Um die Kühe und Schafe vor dem „Verheren“ zu schützen, zeichnete man in der Nacht zum 1. Mai drei Kreuze an die Innenseite der Stalltür, wo die Herden beim Austrieb vorbei kommen. Außerdem trugen diese Glocken und Schellen, die mit ihrem Geläut die Unholde des Waldes und der Weide abschrecken und vertreiben sollten. Selbstverständlich konnten dadurch verirrte Tiere auch leichter wiedergefunden werden.

Dieser poesievolle „Herden Glockenklang“ verstummte auf der Dorfflur, als nach Durchführung der Verkoppelung an die Stelle des einstigen Weidebetriebs immer mehr die Stallwirtschaft trat. Damit kam es jetzt auch zur endgültigen Aufhebung der Gemeindegäsferei. Am 5. März 1857 wurden mit Genehmigung der „Königlichen Landdrostei die bisherigen Hirtenhäuser und das Schäferhaus im Steinbergischen Gemeindekrug durch den Bauernmeister Heineke im Namen der Weide-Interessenten öffentlich meistbietend verkauft. Das Hirtenhaus (heute Thomas Ingelmann) mit zwei Wohnungen ging in den Besitz der Höchstbietenden Franz Köhler für 280 Taler und Heinrich Hagemann für 272 Taler über. Das den Gäserei-Berechtigten zugehörige Gäsereihaus (heute Schneider Kniefe) erwarb als Höchstbietender mit 800 Talern der Schäfer Kaspar Welge. Die Kaufgelder durften jedoch nicht unter die Interessenten verteilt werden, sondern wurden in echter Gemeinschaftsgesinnung vorab zur Deckung der Baukosten des neuen Armenhauses benutzt. Der Rest diente zur Anlage und Unterhaltung von neuen Gräben, Brücken und Wegen in der Feldmark.

Gleichzeitig mit der Aufhebung der Gemeindegäsferei kam es auch zur Ablösung der bisherigen „Fleischzehnten“. Dieser bestand aus folgenden Verpflichtungen: 1. Von drei jungen Gänsen, welche der Besitzer einer Reihestelle jährlich aufzog, hatte er ein Stück an die „Domaniel-Kasse“ abzugeben. Zog jemand mehr auf, so gab er „dem ohneachtet“ nicht mehr ab; zog er weniger auf, so zahlte er für das Jahr nichts. 2. Von je zehn Schaflämmern, welche in jedem Jahre aufgezogen wurden, mußte ein Lamm an die „Domaniel-Kasse“ abgegeben werden. Diese Verpflichtung ruhte auf den Gäserei-Berechtigten in der Gemeinde. Nach Zahlung des bestimmten Ablösungs-Kapitals von 150 Reichsthaler nebst 4 Prozent Zinsen vom 1. Mai 1857 bis zum Tage der Zahlung am 1. Dezember 1857 verzichtete die „Königlich Hannoversche Domainenkammer durch Urkunde vom 9. Dezember 1857 für immer auf diese „Fleischzehnt-Gerechtsame“.

Wie hat sich seit alldem doch das ländliche Flurbild und damit das gesamte Dorfleben wesentlich verändert. Unsere Aufgabe ist es, durch eine

wirksame Volkstums- und Heimatpflege dafür Sorge zu tragen, daß die Erinnerung nicht völlig verblaßt, sondern auch in Zukunft lebendig bleibt an jene Zeiten, wo unter notdürftigeren wirtschaftlichen Verhältnissen als heute doch in der festgefügtten Dorfgemeinschaft stilles Glück und frohe Zufriedenheit herrschten, was so lebensvoll zum Ausdruck kommt in den vielen überlieferten Sitten und Gebräuchen, der Spruchweisheit, den Rätseln, Reimen und Liedern, wie z. B. in dem schönen Schäferliede, das hier den Schluß bilden möge:

„Schäfer, sag, wo tußt du weiden?“

„Draußen auf der grünen Heiden.“

Draußen auf der grünen Heiden

Tun die lust'gen Schäfer weiden!

Und ich sag: „Es bleibt dabei:

Lustig ist die Schäferei!“

Ein Bild aus Vorsums vergangenen Tagen.

Ein Sommermorgen bricht nach kurzer Nachtruhe an. Noch aber herrscht tiefe Stille im Bauerndorf, das „mitten im Felde“ liegt, wie die Nachbarorte, die sich einer Bahnverbindung erfreuen können, von Vorsum zu sagen pflegen.

Da beginnt allmählich das Erwachen in der Natur. Muntere Vogellaute klingen von den „Knicks“ herüber. Es sind dies kleine Gärten, umsäumt von hohen Pappeln, die den Ort franzförmig als Schutzwehr umgeben. Leise hebt der Morgenwind an. Von ihm getragen, hallen jetzt drei helle Glockenschläge vom stolzen Dorffkirchturm über das friedliche Dorf. „Die Nachtruhe ist vorüber“, seufzt ein alter Mann. Drei Uhr, fragst du Kind der Gegenwart? Ja, um 3 Uhr stand dein Ahn vor seiner Tagesarbeit. Ein kurzes, andächtiges Dankgebet entflieht den Lippen. Die Füße steigen in die langen Stiefel, die Arme in den weiten Kittel. Sein Rüstzeug nimmt er von der Wand. Horn und Pfeife. Gemächlich bläst er den blauen Dampf in die Luft. Auf den zunehmenden Tag deutend, mahnt er seinen Sohn zur Eile. Es ist der Ruhhirt oder „Rauh hire“. Hinaus geht's in die Morgenfrische. Der erste Hornruf, ein helles „Trä-rä“, erklingt. Ein zweites, drittes... Das Horn des Sohnes übertönt das des Vaters. Vater und Sohn trennen sich. Eilenden Schrittes nimmt der Sohn den östlichen Teil, der Vater hingegen den westlichen Teil des Ortes. Überall noch Ruhe unter den moosüberwachsenen Strohdächern. Wartend steht der Sohn an der

„Groveschen Schmiede“ inmitten des Ortes. Der Schlaf steckt ihm noch zu sehr in den Knochen. Das sich oft wiederholende Gähnen verrät es. Leicht lehnt er sich an die Wand. Zu lange dauerte es abends vorher in der Spinnstube bei Sang und surrender Spindel. In Gedanken versunken, hat er den Hornruf des Vaters überhört, der sich vom „Tempelhof“ her nähert. Ein langgezogener Hornruf kündigt das Ende des Rundmarsches. Ermunternde Worte, und beide gehen dem grünen „Anger“ zu, der sich am Nordausgang des Dorfes erstreckt. Heute finden wir hier Neubauten und Gärten. In der Bezeichnung „Neuanger“ lebt die Erinnerung an den „alten Anger“ mit seinen hohen Pappeln und saftigem Gras fort. Höher steigt der Morgen. Der Wind wird stärker. Die Vogelstimmen mehren sich. Ein munteres Zwitschern und Jubilieren bildet die Musik des Vogelkonzerts. Das schmetternde Horn hat seine Wirkung nicht verfehlt. In Natur und Haus sind die letzten Spuren der Nacht verschwunden. Die Kühe eilen die Straße entlang. Sie kennen den Ruf ihres Hüters. Behenden Schrittes läuft die Magd über den Hof. Ihr Haar ist ungekämmt, den Kopf hat sie in die Schultern gezogen. Durch eifriges Reiben sucht sie ihre Hände warm zu halten. Schüttelnd wehrt sie sich gegen die Morgenfrische.

Soeben haben die letzten Kühe den „Kauhslag“ passiert. Die ersten Sonnenstrahlen suchen tastend ihren Weg durch das Blattwerk der Pappeln. Im Knäuel bewegen sich die Kühe, das frische Gras zu sich nehmend. — Morgenidyll.

In der Morgenfrische verläßt der Zug den „Anger“. Er zieht nordwärts dem Bruch oder „Brauke“ zu. Die lachende Sonne begleitet ihn. Auf dem Geäst der Bäume tönt lustiger Vogelsang. Kettenförmig ziehen sich die hohen Pappeln längs des Weges hin. Entsprechend seiner Bestimmung, nannte man ihn „Drift, Trift“ oder auch „Treibeweg“. Heutzutage hat man die neuerbaute Straße Vorsum—Algermissen mit dem Namen belegt. Eine Senkung im Möllerschen Lande zeigt die ursprüngliche Wegrichtung. Außer diesem Weg gab es noch den „alten Driftweg“, der den meisten Einwohnern unbekannt ist. Er führte auf Umwegen zum „Bruch“. Seine Wegrichtung lief nach Westen, dem heutigen „Brenneweg“ entsprechend — so genannt nach der Ziegelbrennerei in Harsum. Den Ausläufer des „Angers“ bildete der „Möllersche Knick“. Größere Weidekomplexe befanden sich im „Pfungstanger, Nachtanger und Schellhorn“. Die sich noch heute erhaltene Bezeichnung „Kauhpaal“ (Paal = kleiner Teich) läßt auf eine dort befindlich gewesene Tränke schließen. Am „Schellhorn“ stand ein kleines überdachtes Holzkreuz. Der Volksmund umwebt es mit einer kleinen Legende, deren historischen Hintergrund die Reformation bildet. Sämtliche Flurbezeichnungen sind noch vorhanden.

Weiter entfernt sich der Zug vom Dorfe. Der Boden ist aufgeweicht, und nur langsam geht es vorwärts. Kinderlärm hallt vom Ort herüber. Lauter wird es. Der Kuhhirt lugt. Nichts vermag sein Auge zu entdecken. Schärfer blickt sein Sohn. Lautes Lachen verkündet seine Entdeckung. Eben biegt aus dem „Anger“ eine Nachzüglerin, der die Bettdecke zu schwer war. Ab und zu schlägt sie auf die Kuh ein. Töhlender Kinderlärm umgibt sie. Bei jedem Hieb beschleunigt das Tier seinen Gang, das Leid der Gefährtin nur dadurch vermehrend. Mit Mühe vermag sie zu folgen. Die Pantoffeln drohen, im aufgeweichten Boden stecken zu bleiben. Der Wind spielt mit ihrem zerzausten Haar. Halb weinerlich, halb zornentbrannt schimpft sie auf die Kuh ein: „Kauh, goa tau, härr ec min Schauh,
sau günge de ganze Kauh noch tau!“

Lächelnd empfängt sie der Kuhhirt. Kopfschüttelnd meinte der biedere Hirt: „Immer doch die Smalocksche, wenn se nin einmol iuten Bette fin'n könn!“ War durch die tröstenden Worte ihre Scham etwas gemildert, so wurde ihr jetzt das erregte Blut in den Kopf gejagt, als sie den „Anger“ nahm. Die Dorfsjugend empfängt sie mit dem Liede:

„Wer so ein faules Gretel hat — Gretel hat,
kann der wohl glücklich sein?

Sie schläft ja alle Morgen — Morgen
bis das die liebe Sonne scheint, bis...

Als Gretel aus dem Bette sprang — Bette sprang,
nahm sie ihr Köcklein in die Hand.

Sie tat die Kuh dann melken — melken
mit der ungewasch'nen Hand.

Das ist 'ne wahre Schand.

Als sie die Kuh gemolken hat — gemolken hat.
da gab sie Wasser dazu.

Dann zeigt sie's andern Leuten, Leuten
soviel Milch hat unsere Kuh,

das macht die liebe, lange Kuh'. usw.

Mit diesem Spottvers mußte sie ihre Unpünktlichkeit büßen.

Ruhig weideten nun die Kühe am Bruchgraben. Die großen „Länter“ (Länder) und kleinen Länner waren passiert. Vom Rautenberger Gebiet bis zur Straße lag die „Streitwiese“. Ein schöner Weidetag, meint nach langem Schweigen der Hirt. Unbekümmert grasen die ihm anvertrauten Kühe. In der Ferne rauscht das Wasser des Bruchgrabens. Unbenutzt liegt die Rote. Es ist Anfang Mai. Die Sonne steht im Mittag. Heiß sendet sie ihre Strahlen zur Erde. Wiederkäuend liegen die Tiere auf dem saftigen Boden, mit dem Schwanz die Fliegen wehrend. Nach dem „Kuhlager“ in

den großen „Lantern“ sind sie während der Mittagszeit gezogen. Ein kräftiger Imbiß mundet auch den Hirten. Die ersten Mägde sind mit ihren Eimern im „Ruhlager“ angekommen. Eine Bauersfrau kommt mit der „Schanne“ (Tragholtz über beide Schultern gelegt). Jetzt wird gemolken. Fröhliches Leben im Kraal. Freundliche Worte werden gewechselt. Schimpfworte wie „Biest, blöw stoahn“ usw. verraten die Stimme der Smalofschén, die in tiefem Unmut etwas abseits melkt. Selbst der alte, wetterbraune Hirt findet manch scherzendes Wort. Dann sinkt er sinnend ins Gras. Bleierne Schwere liegt auf seinen Lidern. Er schlummert ein. Im nie endenwollenden Bilderstreifen rollt die Zeit der ungetrübten, sorglosen Jugend mit dem Liebesglück wie ein Film an seinem Auge vorüber. Lautes Gebrüll weckt ihn aus seinen Träumereien. Anders sein Sohn. Hei, wie der lacht und scherzt. Die Fleißigen scharen sich um ihn; denn sie gehen zusammen heimwärts. Spinnstuben-, Volksfest-, Jahrmarktsfreuden usw. bilden den unterhaltenden Gesprächsstoff. Mit verzschmigtem Gesicht und neckisch drohender Handbewegung wird seine Dreistheit bestraft. Ein gutgemeintes Lächeln — Friede. Jugendfreuden. —

Da wandern sie heimwärts. Vater und Sohn plaudern zusammen. „Wie lange wird es dauern, und die Welt ist ganz anders. Es hat sich schon vieles geändert während meiner Lebzeit. Immer weniger spricht man von dem guten Alten. Die jungen Leute räumen damit auf. Mußte das schöne „Spielhaus“ mit seinem prächtigen vorhängenden Giebel abgerissen werden? Das ist ein Jammer. Wie oft habe ich darin getanzt. Der unten wohnende alte Bremer erzählte von den Tagen bei Waterloo. Manchmal feien sie durch reifes Getreide geritten. Die Bauern haben Gespanne liefern müssen. Verlaßt kamen sie wieder zurück, ohne Pferd und Wagen. Die Angehörigen mußten ihnen Kleider ins Feld bringen, damit sie menschenwürdig ins Dorf kommen konnten. So soll es in der „Napoleumschen Zeit“ ausgesehen haben. Seit 48 fährt die Eisenbahn schon bei Harsum. Nicht lange mehr dauert es, und unsere Nachkommen werden nicht mehr von uns sprechen, auch von dir nicht, mein Sohn.“ Letztere Worte sind für den Sohn unverständlich. Während der Unterhaltung ist die Zeit vorgeschritten. Auf dem „Anger“ spielt noch die Dorfsjugend. Mit Jubel empfängt sie die heimkehrenden Kühe und geleitet sie singend nach Haus:

„Kah kumet inne, hewet Melf in'n Titte.

Kausen(Rosen)blaut liggt eober'e Stadt.

Däi Bueschen Mäkens sind sau glatt.

Däi Haschen Mäkens sind sau swart.“

Unsere Ahnen besaßen Lokalpatriotismus, Heimatsinn.

Ruhiger wird's im Ort. Der Abend senkt sich. Eulenruf kündigt die nahe Nacht.

„Wenn Pingst'n is . . .“

Hille sind dai poar Wochen noa Costern hennegoahn. Viel Arbat gaff et in düsser öiligen Tzit. Vöi giur Witterunge tügen dai Viurn Dag vorr Dag int Feld. Sei moaken Hoavern, drillen Räuwe un planten Kartuffeln. In Hiuse un uppen Hoowe härrn dai Mäfens un Friuns ühr Kröppeln. Rechttditig mößten Arfschen, Zippoln, Wärtln, leärne Jungens un fräuche Kartuffeln inne Ire. Jeden Dag wütt dai Luie doch watt Drndliches un ümmer eok watt Anners uppen Dische hemm. Doa mott dai Friue all flöitig uppen Beinen söin um ühr'n Goarn giut in Schusse heoln.

Uunderdessen is et Pingst'n e'wuorn. Doa gisst iestemoal wier en poar schöne Festdoage. Uppen Lanne heilt man düsse all ümmer heoch in Ehren. Datt was 'en bannig Rummehantöirn an Sönnoamd vorrher! Feste würrn in Hiuse dai Friunsluie in Gange. Sei schuirn un schrappen alles blizeblank. Mit Smärsäip'n un Schuirbößt'n wuord dai Hautboden inner greoten Stium bearbat un noan Dreugen mit witten Sand bestrat. Ummen Stall und Hoff kummern seck dai Mannsluie. Sei snien Futter vorre Päre, messen alle Ställe un segen gehürig dain Hoff aff. Eigen Damd näglen se an 'en Deorweg, vor dai Hiuse, und Pärstallbür Maistruiße.

Dürt Därp teog dain ganzen Dag all von'en Bachhiuse her dai Geruch von frischen Ploat'nkaufen. Datt was niu moal sau un ward eok ümmer sau blöim. An sau'n Festdoage hürt en orndlichen Kaufenstremmeln midde tau. Luffen und Smaltstücke kann man an annern Doagen genau eat'n. Glöif noan Damdbroe gaff et doarumme vorr dain Festdoagen ümmer en Tassen Kaffee mitt'en poar Kaufenstremmeln. Düsse smecken denn gerade an besten.

Doanoa gung vorr dai junken Bengels allerhand Vergnuigen an. Zuten Holte hoal'n se seck gladd Maistruiße. Jeder brochte doavon öinen „söinen Mäfen“ vorr't Hiuse. Mitunder freig irgend öin Mäfen vaber eok en Streohwisch eor goar en richtigen Streohkierl uppet Doak 'e settet. Greulich schoabernacksch was datt Roassstraen. Dai ganze Stroate von öinen Hiuse bett taun annern lagg denn vull doavon. Doareober lachen alle an freuhen Pingstmorgen hin'n in Halse. Sei wußten niu genau Beschöid. Et stimme denn mit düssen Mäfen nich sau recht. Mast drahe et seck ummer Brügammesgeschichten, eor et lagg süß en Hoar inner Bottern. Dütt Roassstraen wuord ganz höimlich e'moaket. Hüchstens zwei intime Frünne wußten vorrher Böischeid.

Doagigen was et 'ne annere Sache mitten Maibeome. Doa hülsen alle anne. Dat Upprichten gung goar nich sau lichte. Doaböi heit et taupacken.

Doch datt schoa alle nicks. Däi Junggesellschaft leit seck niu moal däi Sache nich niem. Sin orndlicher Maibeom dröste doch Pingst'n in Därpe nich fäh'n. Man sochte seck uppen Zimmerplaze däi längeste Danne doavorr iut. Beom anner Spiße wuord 'en Maistruiß wisse moaket. Heoch recke düsse inn'e Luft un böin Kerkengoahn an iesten Pingstdagmorgen feif jung un eolt giern doanoa.

Eof inner Kerken stünnen denn an baden Söiten von dän Altären schöne Maistruiße. Lauter reohe Pingstrausen uppen Hauptaltoare passen sau recht taun reohen Meßgewande. Proppetevull satt'e Kerken. Mächtig jung niu däi Orgeln an tau spielen un alle stimmen dän eoln Gesang an:

„Als der Pfingsttag kommen war
Und die fünfzig Tag verflossen,
Auch in Andacht unverdrossen
Aller lieben Jünger Schar
Beieinander freundlich saßen,
Ihren Jesum nie vergaßen.“

Noan Heochamte wuord glöif in Hiuse datt Middagsseär'n uppedroagen. Et was viel bäter ar an gewöhnlichen Sönndagen. Doa gatt et bleoß immer Rdiszoppen mit Rindfleisch un Seoltkartuffeln. An dän heohen Festdoagen oaber kamm seine Buljonzoppen mit Kergreopen un'en fetten Braen uppen Disch.

Inner Noamedoagskerken was denn wier däi ganze Gemeinde verträen. Däi Stunnen bett taun Damd wuorn niu uppe beste Wöise iutenuket. — Giern gung man butten henn. Sau kribbele un wibbele et in Holte von Luten iut allen Noaberdärpen. Däi Kinder plücken Maiblaum, Waldmester un sochten eof woll Maisämers. Beele greote Jungens härren ührn Spoaß an'nen Plockfleitschen. Düsse moaken 'se seck sülmst iut saftigen „Plockfleitschenholt“. Sau heit einfach däi Busch. (Salweide.) Mitten Taschenmeste wuord en lüttchen Tölgen davon awesnien und doariut datt beste Ennetaur Plockfleitschen iutesocht. Niu gung et ant „Affstrecken“. Doaböi moßte uppepasset wiern. Doch däi Jungens kön'n datt iut'n Busche. Sei setten seck henn un leggt'n dän linken Faut uppet rechte Knöi. Mitter linken Hand heil'n se datt Plockfleitschenenne uppen Schauabsatz un döschen mit ührn Taschenmeste upper Rinne herumme, bett 'se seck affstrecken leit. Böi dän Sloan sprüken se liut vorr seck henn:

„Plockfleitsche, wutte goahn,
Eck will dech inne Dürn sloan,
Dürn söllt dech stäken,
Noam söllt dech freät'n!
Plockfleitsche, wutte goahn!“

Datt hüre man ümmer un ümmer wier. Deiner moake et dāin Annern noake. Valle gaff et in Holte un Därpe 'en Poip'm, Duarrn, Tiut'n un Fleitschen wöi uppen Joahrmarkete. (Vergleiche Pfloßflötchenmarkt, der jetzt noch in Moritzberg am 2. Pfingsttage gehalten wird).

Borr sau watt was Pingst'n dāi rechte Töit. Et gult ar Sommers-
 anfang. Doa wuorn dāi Rah eok wier taun iesten Moale uppe Wöide driem.
 Dāi Anger freig doavon söin Noam. Noch hiute hett viele Därpe ührn
 Pingstanger. Düsse gult eok aff un tau ar Festplatz. Sau was et in möin'
 Heimatdärpe. Da söiern dāi junken Mäkens jidet Joahr an Sönnadoage noa
 Pingsten ühr „Joahn'sloan“. Noamedoags gigen Klocke twei feuhren denn
 greote Ackerwoans voren Krauge upp. Bergnuigt stien dāi Mäkens upp düsse
 Woans. In Galopp gung et niu nwan Pingstanger. Höier wuord feste noan
 Joahn' e'sloan. Jidet Mäken könn mit verbunnen Cogen dröimoal tauslan.
 Dāi Siegerin wuord „Maikönigin“ un freig dāin Joahn un'en greoten, mit
 bunten Bändern böihängten Maibeom. Mit Musöike tügen se denn dürt
 Därp un bröchten dāin Maibeom int Hius vonn'er Königin. Doa gaff
 et orndlich watt tau drinken, un oamds was Danzvergnuigen.

Dāi junken Bengels heil'n öfters datt „Joahnjoan“ eor eok „Kranzroin“
 aff. Stolz wöi en Spanier riehn se denn uppen Pärn von'en Biurn dürt
 Därp taun Wettrennen. Danzet wuord eok heierböi oamds in Krauge. Sau
 jungen dāi Jungens un Mäkens freuher mit Recht:

„Wenn Pingst'n is, wenn Pingst'n is,
 Dann slachtet möin Boader en Vock,
 Dann danzet möine Mudder,
 Dann danzet möine Mudder,
 Dann flüggt de reohe Kock!“

Sau gaht under Arbat datt Fröhjoahr vorrböi.

Uppen Lanne gaht jetz in Juni dāi Hacketöit böi Lüttchen tau Enne.
 Datt Kuornhacken is all vorrböi. Roggen un Gast'n blaumet, Weite un
 Hoavern scheitet inne Aehn. Doa is mitten Mülter nist mair doatwischen
 tomoaken. Man goacht dāi Koppels woll noggemoal 'en betten dürr un sticht
 höir un doa 'ne Döißeln aff eor ritt 'en Härkstengel iut. Doamidde is oaber
 dāi Arbat an 'en Kuorn bett taur Aern 'e doan.

Anders doagigen verhohlet seck mitt'en Räum'. Dür dāi warme Witz-
 terunge sind düsse in 'nen lesten Wecken hille rannekuom. Doa hett et feste
 taupacken. Mit Maschöin' is böin Höst'n un Afstein nist upp 'te stellen.

Datt is un blifft niu 'e moal en raine Handarbat. Mannsluie hett 'er nich viel midde in Sinne. Sau kriupet mastens Friuns, Mäfens un Kinner uppen Koppels doagelang henn un her un röitet midden Fingern däi enzelu Mänten iut'n Busche. Däi Näise hängt 'ne doaböi dicht eober'e Ire. Knöi un Hanne wierd reot un stöif, Nacken un Rügge fruzeloahm. Doatau schönt'e Sunne noch öfters heit uppet Vast. Swöitdrüpp'n fletet dūr't Gesichte un uppen ganzen Löiwe doal. Datt Griesigste is denn oaber noch däi harte Irbodden. Greote un lüttje Klümpe drückt taun Schindere in Hanne un Knöi. „Wenn't man bleoß moal en Schiur regen wolle“, hürt man allenthalben. Doch watt helpet dat alle! Däi Arbat mott fertig. Einer drifft 'nen andern. Morgens freuh suiht man däi Friuns all mit ühren Kindern uppen Felle rummerkriupen.

Inner Schaule is sau in düffer Töit nich viel Stoot midden Kindern tau moaken. Sei sloapet förmlich in, eoder sind midden Gedanken ümmer böin Räu'm. „Wörret doch iestemoal vorrböi mit düffen langwöiligen Afftrecken“, denket jider. Alle willt'se giern hille von afftuom. Datt Hacken is denn noaher bleoß noch en Eobergang. Allerhand Hackemaschin helpet doaböi midde. Däi Räuwekoppels wierd niu orndlich dūr e'pläuged un denn gehürig 'e „peppert“ mit Kunstdünger. Doadür fröiget däi Räuwe döi neudige Purre un bedecket balle dāin Bodden twischen dāin Näigen. Bett doahenn wierd oaber eok Dag vorr Dag von'en Räum 'e spreoken. „Watt moaket 'e Räuwe? Wue wöit sind jöi doamidde?“ Datt hürt man ümmer un ümmer wier.

Sau fürt eok däi eole Bullspänner Theodor Grube mit söin Frünne Jochen Bufelmann iut Abdeln tausamm'. Sei dräpet seck uppen Rüggeväe von Hilmessen in'nen Postautobusse. „Wue wöit sind jöi denn in Abdeln mitdden Räu'm?“ fangt Grube an. „Juse lui kuomet 'er sau zöimlich düsse Wecken midde uppe Näige“, gifft Bufelmann taur Antwourt. „Wöi hewwet noch 'en poar Morgen. Däi sind oaber en betten späte drillt un niu meist noch tau lüttjik.“ „Sau is ett böi ösch eok woll. Bleoß uppen Brauke hewwe noch siem Morgen. Sei woll'n se oaber iest vorr'n Därpe dūrpläugen. Wenn't möine noch wören, härr eck ett anders innericht.“ „Joa, Minsche“, seggt Bufelmann wier, „mit iusen 84 Joahrn künnt wöi woll nich mäir viel iutlüttjen, oaber Insicht hewwe doch noch vonn 'er Sache.“ „Datt will eck möi'n“, fällt Grube in. „Sei loatet seck joa oaber nist mäir seggen. Sau willt se uppen Brauke eok iest noch däi Wisch mah'n. Datt härre noch bestimmt en poar Doage Töit. Doch denn künnt' se nich mäir midden Groasmaher upper Räuwekoppel inwennen. Middder Säisen mah'n willt 'se un künnt' se joa eok nich mäir. Sei hett upperstund eok woll goar keine Säisen mäier, un wenn 'se noch öine hett, künnt' se düsse nich mäir scharpen. Datt

was doch vorr ösch freuher goar keine Arbat. Wisch henn, Wisch her, un fertig was ett. Watt hewwiet däi Höwwe denn huite eoberhaupt noch an Wischstücken? Wöi hett groade noch 'en dröiviertel Morgen. Doavon frög 'we oaber ümmer twei dicke Feuer. En betten Heu hürt er niu öinmoal midde tau."

"Doa heste recht", seggt Bufelmann. Daber döi Räuwe bringet doch viel mäir in. Datt is huite ühr öin un alles. Diu hest villlichte eok all dän Spoas vonner eol'n Wäeschen Greunegras iut Macksen 'e hürt. Däi is in Joahre 1925 eok noa Reom epilgert. Ar se wier inne was, famm däi Noabersche un fröggt se: „No, wue was ett denn in Reom?“ „Dch“, gisst Wäsche Greunegras taur Antvourt, „Minsche, datt iss ene traurige Eigend, doa wössen noch niggemoal Räuwe!“ Datt is woll sicher en betten eoberdriem. Woahr oaber is: Datt däi dickesten Räuwe böi ösch in „Buessen Rapseln“ wasset. Eohne Räuwe is däi Wirtschaft goar nich mäir tau denken. Von möin Boadern hewwe eck all en Verse liehrt. Düssen will eck deek noch vorrn Iutstöigen seggen un doamidde vorr huite Schluß moafen:

„Upp Räuwe viel däi Viure hält,
Sei bringet in en schönen Pennig Geld!
Un löiwert bannig Futter noch doatau,
Drum nimmstet hei doamidde ganz genau!“

Der Erntezeit entgegen.

„Ach, segne, Herr, mit deiner Hand
die lieben Früchte auf dem Land!“

Nach wochenlanger, emsiger Arbeit ist die Hackzeit beendet. In des Sommers Reisefrang naht nun wieder die goldene Erntezeit heran. „Fast uferlos, gleich wie ein Meer“, dehnen sich weithin die wogenden Getreidefelder aus. Schlank und hoch steht Halm an Halm. Säuselnd streicht der Wind darüber hin und läßt die fruchtschweren Ähren sich schauernd neigen, als ahnten sie alle der Sichel Schnitt.

„Was ist schöner als das Feld?
Wenn die Halme all, die schlanken,
leise wanken,
Und ein Halm den andern hält!“

So schildert der Dichter Trojan begeistert die Schönheit dieses herrlichen Naturbildes. Nirgends aber hat die Poesie der sommerlichen Felder einen schönern Ausdruck gefunden als in den Worten des 64. Psalmes, wie es in Wibbelt's Heimatbuch heißt:



Feldkreuz
am Wege.

„Die Hügel gürten sich mit Jubel,
Die Täler wogen von Getreide,
Sie jauchzen laut und singen Lob!“

Gern macht in dieser Zeit des steten Reisens der Bauer einen Rundgang durch seine Felder. Er steht am üppigen Kornacker still und freut sich nicht nur „des Preises, den es einst gelten, des Gewinns, den er für sein Volk machen wird, sondern des Herrn, von dessen Güte die Erde voll, dessen Herrlichkeit und Weisheit neu wird jeden Morgen.“ Daneben werden aber auch ernste Gedanken in ihm wach, die ihn mit sorgenvollem, bittendem Blick zum Himmel emporschauen lassen. Wenn doch nur kein Unwetter mehr die Hoffnung auf die gute Ernte vernichtet! Wie kein anderer Stand ist nämlich der Bauer so unmittelbar auf Gott angewiesen. Er weiß es, „daß er umsonst pflügt die Erde, wenn nicht der Schöpfer spricht sein Werde!“ Unaufhörlich und unausweichlich kommt ihm diese Wahrheit immer wieder jedes Jahr zum Bewußtsein. Grillparzer drückt dies treffend in den folgenden Worten aus:

„Ist es dein Recht, wenn Frucht der Acker trägt? Ist es dein Recht auf Leben und Atem? Schlecht ist der Ackersmann, der seine Frucht von Pflug und Karst und seiner Müh erwartet — und Licht und Sonne, was von oben kommt, nicht als die Krone achtet seines Tuns. Es wirkt der Mensch, und Gott im Himmel segnet!“ (Nach Weigert.)

Dies Gefühl der Abhängigkeit von Gottes Güte und Barmherzigkeit war früher noch viel lebendiger im tiefgläubigen Landvolk ausgeprägt. All die heutigen vielseitigen landwirtschaftlichen Betriebsmittel völlig entbehrend, suchte es in mühevoller Arbeit und zäher Ausdauer dem heimatlichen Boden die kärglichen Erträge abzurufen, die zu seinem Fortkommen nur so eben reichten. Aber es nahm dabei in allen Nöten und Bedrängnissen seine Zuflucht zu Gott, zu den Engeln und Heiligen, und flehte auf Bittgängen und Wallfahrten eindringlich um Erhörung seiner inständigen Bitten.

Davon zeugen noch die zum großen Teil in den katholischen „Stiftsdörfern“ bis auf den heutigen Tag erhaltenen uralten Sitten und Gebräuche. So grüßen den Vorübergehenden an den Wegen und Straßen in Dorf und Flur viele alte, schlichte Holz- oder Steinkreuze, Muttergottes- und Heiligenstandbilder. Nach harter Arbeit, in Sorgen und Leid fanden hier unsere Vorfahren in stiller Herzensfreude Trost und Lichtgedanken, „wenn der einfache Bauersmann den Bildstock am Wege grüßte, wenn fromme Hand die halbverwitterte Statue zum Feiertag mit frischen Blumen schmückte und oft noch heute allabendlich Kerzen davor anzündet“, dabei an die Bitte denkt: „Ach, Gott, streck aus deine milde Hand und beneide Leut' und Land!“

Eine uralte Sitte ist ferner in manchen Gemeinden das sogenannte Maigläuten um eine gesegnete Ernte. Vom 1. Mai bis Jakobstag (24. Juli) hält es abends zwischen sechs und sieben Uhr in drei Schauern über das weite Feld. Seine Fortsetzung findet es gleichsam in dem „Malkmausläuten“ vom Jakobstag heran bis die letzte Garbe eingefahren ist. In dieser Zeit wird jeden Morgen um 10 Uhr mit der kleinen Glocke geläutet.

Von ganz besonderer Bedeutung ist in dieser Beziehung vor allem die Bittwoche. Die Dörfer des Vorsumer Kaspels halten an den drei ersten Tagen derselben ihre feierlichen Bittprozessionen um die Kirche und einmal, am Mittwochmorgen, ums „Große Dorf“ im Sinne des Dichtervortes: „Teil an dem Bittgang nahmen vom Dorfe jung und alt, im langen Zuge kamen dem Kreuz sie nachgewallt.“ In vielen Gemeinden besteht dafür ein angesehener Feiertag, den man meist als „Hagelseiertag“ bezeichnet, und der am Tage nach Christi Himmelfahrt oder auf Urbanus, 25. Mai, Ulrich, 4. Juli und Margarete, 13. Juli, stattfindet. Urbanus gilt für Drispensfeldt, Ulrich für Adsum und Margarete für Rautenberg als Hagelseiertag. Daneben hat Harsum noch eine besondere „Mäusefeier“, die ebenfalls auf uralte Zeiten zurückgeht, wo die Mäuseplage sich gar zu oft verheerend auswirkte, wie es in einer Liedstrophe heißt: „Wenn die Mäuse sich so mehren, daß sie unsere Frucht verzehren, dann geschieht's nach deinem Rat, wegen unsrer Missetat!“

Noch eine weitere Prozession besteht in der Pfarrgemeinde Harsum. Diese Bittprozession, die gleichsam eine Krönung der Flurprozession bildet,



St. Annenkapelle bei Harsum.

wurde, so berichtet Pastor Paasch in der Kirchenchronik, im Jahre 1855 eingeführt. Damals stand ein Teil der Feldfrüchte besonders schlecht. Man betete bei der Flurprozession die Muttergotteslitanei. Das Gebet wurde erhört, und zum Dank ging man am Erntedanktag zum Muttergottes-Standbild am Walde. Im folgenden Jahre wurde dann die Wittprozession eingeführt und auf den 2. Pfingsttag festgelegt. Falls an diesem Tag das Wetter ungünstig sei, solle dieselbe an einem der nächsten Sonntage abgehalten werden. Im Jahre 1857, wie die Chronik berichtet, machte der Pastor der Gemeinde den Vorschlag, der Muttergottes bei ihrem Bild am Waldrande eine Kapelle zu bauen. Freudig nahm man den Vorschlag an und spendete hierzu eifrig, so daß am Erntedanktag 1857 die Muttergotteskapelle eingeweiht werden konnte. Seit der Zeit — es sind gerade 80 Jahre her — fand alljährlich eine Wittprozession am zweiten Pfingsttag und eine Dankprozession am Erntedanktag zur Kapelle am Walde statt. (Nach einem Bericht in der „Landespost“.)

Im Anschluß an die Wittwoche vereinigt an 10 aufeinanderfolgenden Freitagen morgens in aller Frühe eine „Wittmesse“ Priester und Volk im

gemeinsamen Gebet und Gesang: „Höre gnädig unser Bitten, wende ab von unsern Hütten: Krankheit, Krieg und Hungersnot; gib uns unser täglich Brot!“ Während des ganzen Sommers wird weiter in den Andachten am Sonntagnachmittag das „Erntebittgebet“ verrichtet, worin u. a. die Bitte enthalten ist: „Gib uns zur rechten Zeit erquickenden Regen und milden Sonnenschein und bewahre uns vor Ungeziefer, Dürre, Mäße, Reis und verderblichem Hagel!“ Gern singt man dabei auch immer wieder den Gesang: „Ach, segne, Herr, mit deiner Hand die lieben Früchte auf dem Land, wend ab Frost, Donner, Hagelschlag und alles, was uns schaden mag!“

So steht auch heute noch das bäuerliche Leben unter dem Einfluß von bodenständiger Naturverbundenheit und echter Religiosität. „Vete und arbeite“ ist und bleibt hier Nicht- und Leitgedanke. Möge das freundige Schaffen im Reichsnährstand begleitet sein vom Segen des Himmels zum Wohle unseres gesamten Volkes, auf daß eine gesegnete reiche Ernte Lohn und Preis des vereinten Wirkens sei, daß es werde, wie es das Kirchenlied ausdrückt:

„Gib, daß man in der Erntezeit,
Erfüllt mit großer Freudigkeit,
Die Früchte froh zur Scheune bringt,
Und dir ein heilig' Danklied singt!“

Das Melkmausläuten setzt ein.

Kommt endlich Jakobstag heran . . .

Hochsommerstimmung beherrscht ringsum das weite Land. In der sonnengesättigten ländlichen Flur ist so dem zarten Keimen und leuchtenden Blühen ein üppiges Reifen gefolgt. Aus dem saftigen Grün der wogenden Getreidefelder heben sich von Tag zu Tag immer hellere Farbtöne ab. Das matte Blond des Roggens und das bräunliche Gold des Weizens künden davon, daß der Höhepunkt der bäuerlichen Arbeiten im steten Kreislauf des Jahres naht. Als erste reife Feldfrucht ist bereits die Wintergerste wohl geborgen. Fast unmittelbar darauf folgt die arbeitsreichste, aber auch hohe und heilige Zeit der eigentlichen Getreideernte. Schon ihr Herannahen lenkt des Bauern Blick sorgend zum Himmel empor. Er weiß, daß all sein Schaffen und Mühen vergeblich ist, wenn Gott nicht seinen Segen dazu gibt. Noch einen Tag vor der Ernte kann ein Hagelschlag die ganze Hoffnung auf reichlichen Ertrag vernichten. Froher Stolz und freudige Dankbarkeit erfüllen

ihn darum, wenn nach Wochen des Wartens glücklich die ersehnten Erntearbeiten beginnen können, wie es im Dichterwort heißt:

„Herr, die Erde ist gesegnet Auf dem Felde, in dem Garten
Von dem Wohltun deiner Hand, Ist dein Segen ausgestreut,
Güt' und Milde hat geregnet, Und gekrönt ist unser Garten,
Dein Geschenk bedeckt das Land; Unsere Herzen sind erfreut.“

Seit altersher galt nun in unsern Stifts- und Dörfern nach überliefertem Herkommen das Fest des Apostels Jakobus am 25. Juli als dieser Erntebeginn. Früher hielt sich nämlich der Bauer bei Ausführung seiner wichtigsten Feldarbeiten meist an bestimmte volkstümlich bekannte Tage. Infolge des herrschenden Flurzwanges mußten ferner alle gemeinsam an dem vom Bauermeister festgesetzten Zeitpunkte besonders mit der Aussaat und Ernte beginnen. Dabei war der Jakobstag von größter Bedeutung. Mit ihm kam die Zeit höchster Reife für das Korn im Felde und die Früchte im Garten. Wollten schon vorher namentlich die Kinder Äpfel oder Beeren essen, dann hieß es: „Däi Joakob motte iest rinne betten hem'm, iher smecket se nich!“

Noch heute nimmt mit diesem Tage auch das M a i l ä u t e n sein Ende. Es findet seit uralten Zeiten in Vorsum und einigen anderen Dörfern jährlich vom 1. Mai heran, allabendlich zwischen 6 und 7 Uhr, in drei Schauern um eine gesegnete Ernte statt. An seine Stelle tritt jetzt das sogenannte „Melkmausläuten“. Mit der kleinen Glocke wird jeden Morgen um 10 Uhr ein Schauer geläutet, bis die letzte Stiege eingefahren ist. Dafür mußten insgesamt 185 Interessenten aus Vorsum und der Umgegend die „Glockengarben“ an die Pfarrei abgeben. Abgelöst wurde diese Verpflichtung durch den Rezeß vom 22. November 1856. Die Bezeichnung „Melkmausläuten“ rührt von einem früheren Gebrauche her. Gegen 10 Uhr morgens fuhr nämlich während der Erntetage der Hofherr hinaus, um seinen Leuten das Frühstück zu bringen. Dazu gab es dicke Milch mit eingebroctem Brot, kurz „Melkmaus“ genannt. In aller Frühe zogen damals die Männer und Frauen, jungen Burschen und Mädchen auf den der Mahd harrenden Acker. In ihren bunten Reihen hallte es wider von lustigem Singen, Lachen und Scherzen. Durch die sommerliche Stille auf den Dorfstraßen und Feldwegen erklangen die frohen Weisen des alten Bauernliedes:

„Kommt endlich Jakobstag heran,
So muß die blanke Sense dran;
Dann zieh' ich in das Feld hinaus
Und schneid' und fahr die Frucht nach Haus.“

So bildete damals die Sense in der Ernte das Hauptarbeitsgerät. Sie stellte zwar gegenüber dem ursprünglichen kleinen „Sie“ oder „Siehet“ schon



Schulkinder mit alten Erntegeräten.

einen bedeutenden Fortschritt dar. Doch erforderte das Mähen im Vergleich mit den heutigen modernen Maschinen viel Zeit und Mühe. Daher dauerte die Ernte nicht selten bis spät in den September hinein.

An allerlei gründlichen Vorbereitungen dazu fehlte es nicht. Tagelang sah man die Frauen und Mädchen unterm Schauer oder auf der Scheunen-
diele beim „Seilemachen“. Aus vorjährigem, handgedroschenem Roggenstroh wurden diese hergestellt. Sie dienten hauptsächlich zum Binden von Gerste, Hafer, Bohnen und von Stroh beim Dreschen zu „Scheowen“. Die Manns-
leute brachten die großen Leiterwagen in Ordnung. Sie holten die Sensen von den Pflöcken in der Scheune herunter, die Harken und Forken aus dem „Zeisewinkel“ hervor und setzten sich gewöhnlich gegen Abend auf dem kurzen Rasen unter einem Birn- oder alten Rußbaum auf dem Hofe zum „Sensenklopfen“ nieder. Mit hellen, schnellen Schlägen wurde nun die Schneide gehörig scharf gehämmert. Das war, wie Wibbelt in seinem Heimatbuche treffend ausführt, „der Auftakt zur großen Erntesymphonie“.

Lange genug hatten die Sensen in behaglicher Ruhe gehängt. Aber nun ging es am andern Morgen frisch und munter an die Arbeit. Mit weit-

ausholendem Schwung führten die Mäher ihre SENSE durch das reife Korn. In schnurgeraden „Schwaden“ fielen die hohen Halme mit den feuchtschweren Ähren schwirrend zur Erde nieder. Am Ende der Bahn wurden die SENSEN aufrecht gestellt, und nun strich die „Strecke“ oder auch der „Wegstein“ an der Schneide hin und her, um sie wieder ordentlich zu schärfen. Dieses „Dengeln“ klang gar stimmungsvoll durch die Flur und verlieh der Erntezeit ihren besonderen eigenen Reiz. Während dessen folgten die Frauen und Mädchen unermüdlich den Schnittern. Sie mußten das „Schwad“ abnehmen. Die Sichel, plattdeutsch der „Höib“, in der rechten Hand leistete ihnen dabei gute Dienste. So oft sie einen Arm voll hatten, wurde ein „Krackseil“ darum gebunden und die fertige Garbe zur Seite gelegt. Das war besonders bei großer Hitze auf die Dauer recht mühsam und beschwerlich. Von dem fortgesetzten tiefen Bücken fing der Rücken an zu schmerzen. Aus allen Poren der Haut, im Gesicht und am ganzen Körper, perlte der Schweiß. Durch eine entsprechende Arbeitsstracht suchte man die ermüdenden Wirkungen der Sommerhitze herabzumindern. Die Frauen und Mädchen trugen meist nur dünne leinene Kleider mit der „Zuppelschürze“ davor. Ein weißes Kopftuch oder auch der „Schluntherhut“ unter der Bezeichnung „Helgoländer“ bekannt, schützten Kopf und Gesicht vor der brennenden Sonne. Um ganz leicht und lustig zu sein, zogen die Männer durchweg ihre blauen Kittel oder ihre Jacken aus. In bloßen Hemdsärmeln, nur mit der Leinenhose bekleidet, ließ es sich doch viel besser arbeiten. Ihre Kopfbedeckung bildete ein großer runder nach oben sich etwas verjüngender Strohhut mit breiter Krempe. Daneben war natürlich für gutes Essen und Trinken bestens gesorgt. Zur Lösung des oft unerträglichen Durstes stand in erster Linie das Erntebier in genügender Menge bereit. Die Bauersfrau hatte es schon vorher in eigener Wirtschaft selbst gebraut. In großen, weitbauchigen steinernen Krügen, die man ihrer Form wegen wohl auch „Piepfannen“ nannte, wurde das wohlschmeckende Bier täglich mit hinaus aufs Feld genommen. Hier legte man die „Piepfannen“ zusammen mit den Eßvorräten ins hohe Gras am Grabenrande oder zwischen die breiten Blätter auf einem angrenzenden Rübenacker, damit alles schön kühl und frisch blieb. Jeder konnte sich nun nach Bedürfnis und Belieben daran laben, um dann wieder neu gestärkt tüchtig weiter zu schaffen.

Trotz all dieser sauren und recht anstrengenden Arbeiten war man dabei doch immer lustig und frohen Mutes. Allerlei Neckereien und „Döneckens“ zeugten davon. Weit verbreitet war der uralte Schnitterbrauch des „Bindens“ oder „Schnürens“. Kam z. B. der Hofs herr zu seinen Leuten aufs Feld, so wurde er „gebunden“. Eine Abnehmerin trat auf ihn zu, und schlug um ihn ein Garbenseil, in das man schnell ein paar rote Mohn- oder blaue Kornblumen gebunden hatte. Der so „Gebundene“ mußte sich nun durch ein

Trinkgeld lösen. Das „Binden“ geschah häufig unter gleichzeitigem Auf-
sagen eines Spruches, der vielfach so hieß:

„Alle Herren, die das Erntefeld betreten,
Müssen mit 'nem Kranz beehrt werden;
Schenken sie uns ein
Ein Gläschen Bier oder Wein!
Wir Ernteleute wollen dann zufrieden sein.“

Wieder ein anderer Vers lautete:

Es schickt unser Herr seine Leute ins Feld,
Da wollen sie trinken und haben kein Geld.
O möchte der Herr so gütig sein,
Einige Groschen zu schenken für Bier oder Wein!
Es ist uns nicht allein ums Trinken zu tun,
Wir wollen dem Herrn auch 'ne Ehre antun!“

Diese und andere ähnliche Reime wurden meist von den Mädchen auf
hochdeutsch aufgesagt. Die Mannsleute stellten sich mitunter mit der Sense
vor den Herrn, schlugen mit der „Strecke“ daran und sprachen plattdeutsch:

„Löiwe Häre, jöi fuomet noa ösch 'e riut
Niu giewet moal en betten iut;
Wöi hett bannig Döst 'e kriegen noa'n Schinken
Sau loatet ösch mal en Lüttjen drinken!“

Unverdrossen gingen so die Erntearbeiten jeden Tag munter vonstatten.
Reihe an Reihe lagen am Abend die Garben auf dem Stoppelacker. Nun er-
folgt das Aufstiegen. Zwanzig Garben wurden, wie auch heute noch, zu
einer Stiege aufgestellt, sechs mal zwei gegeneinander und dann an jede
Seite die vier „Anklappgarben“. Gerste und Hafer stellte man in „Dach-
stiegen“. Dabei kamen die „Anklappgarben“ von der einen Seite auf
die gegeneinander gestellten und die Klappgarben gewöhnlich an der
Westseite so zu liegen, daß die „Sterten“, (plattdeutsche Bezeichnung
für die Garbenenden) nach oben zeigten. Dadurch konnte bei ein-
tretendem Regenwetter das Wasser besser daran ablaufen. Beim Nach-
harken und Einfahren ließ man hin und wieder etwas „Reef“ liegen;
denn so hieß es: „Däi Bügels mött eok en betten böiheoln.“ Gern erinnere
ich mich auch immer noch aus meinen Knabenjahren daran, wenn beim Korn-
mähen die letzte dünne Halmenreihe unter der Sense dahinsank. Dann rief
der Vater gewöhnlich uns Jungen zu: „Passet upp, jetzt springte riut!“
Dieses Herauspringen hing zusammen mit dem alten Aberglauben. Danach
trieben im Getreidefelde allerlei Korndämonen ihr Unwesen, das nun mit
dem Mähen der letzten Halme zu Ende war.

Viel ging leider von all der früheren Poesie der Erntezeit mit ihren einstigen Sitten und Gebräuchen infolge der neuzeitlichen Wirtschaftsführung unwiederbringlich verloren. Geliebt aber ist und hat sich gerade in unserer Zeit neu belebt, das festliche Einholen des letzten Erntesuders. Das gibt ein Leben oben auf dem schwankenden Wagen, wo Frauen und Kinder im lustigen Chor laut jauchzen und singen. Stolz halten sie die prächtige Erntekrone, die aus goldenen Ähren aller Getreidearten gebunden und mit bunten Bändern geschmückt ist. Bunte Bänder wehen weiter von dem Hute des Fahrers und dem Geschirr der Pferde. Auf dem Hofe angekommen, wird die Erntekrone der Herrschaft feierlich überreicht, und dann findet sie ihren Ehrenplatz auf dem Hausflur. Abends oder auch einige Tage später vereint ein festliches Mahl alle, die an der Erntearbeit beteiligt waren, zur fröhlichen Feier des Erntefestes. Für ihre Familie bekommt weiter jede Arbeiterfrau ihren Platenfuchen.“

In althergebrachter Weise aber zieht die ganze Gemeinde bei der kirchlichen Feier des Erntedankfestes am Michaelissonntage vor dem Hochamt, zum letztenmal in dem nun zu Ende gehenden Sommer, in feierlicher Prozession um ihr ehrwürdiges Gotteshaus. Zum Schluß wird in der Nachmittagsandacht aus dankerfülltem Herzen das „Tedeum“ angestimmt. Die weltliche Feier des Erntedankfestes hat durch das Werk des Führers Adolf Hitler wieder neuen Sinn und Gestaltungswillen erhalten. Dem ganzen deutschen Volke soll dadurch zum Bewußtsein kommen, was es dem Bauerntum verdankt, und dieses mit jenem berechtigten gesunden Stolz erfüllen, von dem der Dichter spricht:

„O wie glücklich ist der Mann,	Aufrecht sammelt er und stolz,
Der, wenn voll die Halme schwanken	Er, der Freie, Weltentfernte,
Und der Schnitt beginnen kann,	Was der Fluch des andern Goldes
Keinem Menschen braucht zu danken!	Nie berührt: das Gold der Ernte!“

(Rückert.)

Das Weihbünd wird gesammelt.

Zur Kräuterweihe am Feste Mariä Himmelfahrt.

Mitten in die Erntezeit fällt alljährlich das Fest Mariä Himmelfahrt am 15. August. Es ist wohl von allen Marienfesten am tiefsten im Leben unseres Landvolkes verankert. „Unserer Lieben Frauen-Kräuterweihe“ nennt man auch den Tag nach der seit altersher vor dem feierlichen Hochamte stattfindenden „Kräuterweihe“.

Bereits einige Tage davor eilen froh bewegte Kinderscharen hinaus in die heimatliche Flur. Sie sammeln am Wegesaum und Ackerain auf blumiger Wiese, am Bachesufer und Waldesrand all die duftigen Blumen und würzigen Heilkräuter, die nach altüberliefertem Gebrauch in ein rechtes „Weibbünd“ gehören. Ihre Anzahl und Auswahl ist in den einzelnen Dörfern verschieden. Mancherorts besteht die Zahl 32, während anderswo das Weibbünd mindestens 15 Kräuter aus Garten, Feld, Wiese und Wald enthalten muß. Nach Angabe des rheinischen Pfarrers Steinmetz sind für einen vollwertigen Strauß 72 Pflanzen erforderlich, womit wahrscheinlich die 72 Lebensjahre Mariens angedeutet werden sollen. Nirgends jedoch findet man die genauen Zahlen und Namen aufgeschrieben. Sie werden regelmäßig weiter überliefert von den Eltern auf die Kinder, denen Vater und Mutter immer wieder von dem frommen Gebrauch erzählen und ihnen eindringlich ans Herz legen, denselben stets hoch in Ehren zu halten.

Mit regstem Eifer sammelt sich darum auch jedes Kind sein „Weibbünd“. Da hinein kommt zunächst einmal das gelbe Labkraut (*Galium verum*). Nach der Legende hat die Gottesmutter von ihm das Bettchen des göttlichen Kindes in der Krippe bereitet, wovon es die Bezeichnung „Muttergottes Bettstroh“ erhielt. Zu dem Gold seiner Blüten passen gut die „gelben Knöpfe“ des Rainfarns (*Tanacetum vulgare*) und das Johanniskraut (*Hypericum perforatum*). Wirksamer heben sich davon ab die weißen Dolden des Baldrian (*Valeriana officinae*). Ihnen schließen sich die Schafgarbe (*Achillea millefolium*) die plattdeutsch Köelse genannt wird, und die Kamille (*Matricaria chamomilla*) an. Die Wiese liefert den „briunen Doß“ (*Origanum vulgare*). Vom Grabenrand kommt der Augentrost (*Euphrasia officinalis*) hinzu. Als besonders wertvolle Heilpflanze darf das leider schon selten gewordene Tausendgüldenkraut (*Erythraea centaurium*) nicht fehlen. Eine weitere Farbenabwechselung bringen die Fetthenne (*Sedum maximum*) und die grünen Blätter des Spitzwegerichs (*Plantago lanceolata*). Den köstlichsten farbigen Reiz aber geben dem „Weibbünd“, in dem sich auch Ähren von jeder Fruchtart, ferner Bohnen und Wicken befinden, erst die bunten Zierblumen aus dem Blumengarten, wie die Malve oder Stockrose (*Althaea rosea*), die Gartenraute (*Ruta graveolens*) und die verschiedensten Spiräenarten.

Mit diesem selbstgesammelten „Weibbünd“ gehen dann am Festtagmorgen die Kinder stolz und freudig in die Dorfkirche. Ein gar würziger Duft von all den vielen Blumen und Kräutern erfüllt bald das weite, ehrwürdige Gotteshaus. Feierliche Orgelklänge künden den Beginn der heiligen Feierstunde. Vor dem von hohen Kerzen hell erleuchteten, festlich mit feinen Blumen geschmückten Hochaltar nehmen die Kinder mit ihren „Weibbünden“ Auf-



Kinder sammeln das Weihbund.

stellung, um gleichsam der Himmelskönigin zu huldigen, wie es im Liede heißt: „Maria, wir empfehlen dir, was grünt und blüht auf Erden, o laß es eine Himmelszier in Gottes Garten werden!“ Bei der Segnung der Kräuter spricht nun der Priester das Gebet: „Allmächtiger, der du Himmel und Erde geschaffen und fort und fort mit Macht beherrscht, segne durch die Fürbitte Mariens diese Kräuter, so wie du einst gesegnet hast die fünf Brote und die zwei Fische in der Wüste und damit 5000 gesättigt. Segne alle Menschen, die davon Gebrauch machen, damit ihnen sei die Gesundheit der Seele und des Leibes. Halte von dem Vieh, das davon kostet, jeden Unfall, jede Krankheit und jede schädliche Einwirkung ab!“

Im Anschluß daran zieht dann die feierliche Prozession um die Kirche, wobei die Kinder mit dem „Weihbund“ in der Hand gemessen voran schreiten. Sorglich wird dasselbe in jedem Hause aufbewahrt. Es erhält meistens den Ehrenplatz im „Herrgottswinkel“ oder dient sonst als Schmuck der Kreuze und Heiligenbilder. Treten Krankheitsfälle beim Vieh ein, bereitet man daraus einen Tee, der alte Schäden heilt. Toben Gewitterstürme, so zündet die Hausfrau auf dem häuslichen Herde von dem „Weihbund“ schnell ein Feuer an, das nach dem Glauben der Ahnen Schutz gewährt vor Blitzschlag und Feuersgefahr.

So spricht aus dem Gebrauch der „Kräuterweihe“ eine tiefe Naturverbundenheit und glaubensfrohe Hingebung an die Allmacht des Schöpfers, der auf die Fürbitte Mariens die ganze Natur schützt und segnet. Das kommt treffend zum Ausdruck in dem Gedicht: „Krautweih“ von Franz Joseph Koch:

„Unsere liebe Frau durch die Felder geht,
ein Morgenwölkchen sie weich umweht,
und fünfundfünfzig Engelein,
die wollen der Herrin zu Diensten sein.

Elf, die da tragen des Schleiers Rand,
daß er nicht schleife durch Ginster und Sand.

Elf, die da bringen den Weihkrug,
dem sie zu Nazareth Wasser trug.

Und trifft ein Tropfen die Wiesenau,
rings sprießen Blumen himmelblau.
Und rinnt ein Tropfen ins Ährenfeld,
kein Hagelwetter es jäh zerschellt.

Ein Tropfen, der in den Weinberg rollt,
läßt doppelt quellen der Trauben Gold.

Ein Tropfen, der in die Kräuter fällt,
er spendet Gesundheit der Krankenwelt.“

Als die Sicheln rauschten.

Erntegeräte zu unserer Großväter Zeiten.

Schnell gehen heute im Vergleich zu früher die Erntearbeiten vonstatten. Die verschiedensten Maschinen leisten die wirksamsten Dienste. Grasschneider, Flügelmäher und Selbstbinder beschleunigen das Tempo der Erntearbeit. Tritt nicht eine unerwünschte Stockung infolge Regenwetters ein, dann spricht man allgemein von der landläufig gewordenen Regel: „Acht Tage mähen, acht Tage einfahren.“

Wie unendlich viel Zeit und Mühe erforderte dagegen einstmals die Ernte, als man nur die einfachsten Handgeräte zur Verfügung hatte. Kaum findet man davon bei der heutigen Jugend der Dörfer noch eine Vorstellung. Längst sind die alten, ehrwürdigen Werkzeuge vergessen. Sie hängen verrostet und von Würmern zerfressen als stumme Zeugen der Vergangenheit in irgend einer verlassenen Ecke der Böden oder in dem sogenannten „Zeiseckenwinkel“

der Scheunen und Ställe. Da befindet sich zuweilen unter anderem Gerümpel noch der alte „Sei“. Er kündet von kümmerlichen, armseligen bäuerlichen Verhältnissen. Bei der damals vorherrschenden Weidewirtschaft nahm der Getreideanbau nur einen geringen Umfang an. Dazu litten die Felder gar oft unter verheerendem Mäusefraß. Von einem älteren Freunde in Algernissen wurde mir z. B. wiederholt erzählt, daß man dort im Hungerjahre 1848 den ganzen Bestand von drei Morgen Roggen auf einem einspännigen zweirädrigen Karren einfahren konnte. Es wäre auch sonst schon damals kaum möglich gewesen, ausschließlich mit dem „Sei“ das gesamte Mähen in der Ernte zu bestreiten. Als Vorläufer der Sense trat er an die Stelle der noch älteren Sichel. Diese wird heute nur noch von den Frauen beim Abnehmen und Binden gebraucht.

Das Mähen mit dem „Sei“ war eine sehr mühselige Arbeit. Dabei wurde mit dem „Mathafen“, der gleichzeitig sich in der linken Hand befand, das Abgemähte zum „Schwad“ herüber geworfen. Einen wesentlichen Fortschritt stellte darum schon die eigentliche Sense dar. Ein großes hölzernes Gestell diente daran ursprünglich als Bogen. Das „Reef“ wurde mit hölzernen Harken zusammengebracht.

Zu den veralteten Erntegeräten, die im „Zeiseckenwinkel“ ein verlassenes Dasein führen, gehören ferner der Dreschflegel und der „Himpten“. Man unterschied den flachen und den hohen Himpten. Der flache Himpten diente zum Messen des Getreides (Maß gestrichen voll!), der hohe Himpten zum Messen der Kartoffeln und des Obstes (gerütteltes Maß!).

Über all diese alten Geräte, an die sich ein Stück Wirtschaftsgeschichte knüpft, ist das Zeitalter der Maschine hinweggeschritten. Unsere Sensen rosten, der muntere Taktschlag der Drescher verstummt, das Mühlrad vor der Windmühle fängt an zu vermodern. Aber der Kern der bäuerlichen Arbeit bleibt immerfort derselbe, Brot zu schaffen für die Kinder unsres Volkes.

Gottes Segen und des Bauern Hand erhalten uns das ganze Land!

Alte Trachten aus dem Vorsumer Kaspel.

In die letzten Sonnentage des scheidenden Sommers schleicht sich ganz behutsam als Dritter im stetig wechselnden Reigen der Jahreszeiten der Herbst hinein. Schon liegt der St. Matthäustag hinter uns, an welchem in Algernissen beim Festmahle zum Kirchenpatronatstage nach altüberlieferter volkstümlicher Redewendung „die Fliegen verzehrt werden“. Früher



Vier fleißige Helferinnen des Bauern in alter Tracht.

bedeutete nämlich der Abschluß der Erntearbeiten auch das Ende des Sommers. Mit Matthäus begann eben die kalte Jahreszeit, in welcher die Fliegen, die sonst zum lebenden Inventar jeder rechtschaffenen Bauernstube gehörten, verschwinden mußten.

Immer mehr tritt nun draußen in der Flur eine herbstliche Stimmung, die an wehmutsvolles Abschiednehmen erinnert, deutlich in Erscheinung. Auf leeren Stoppelfeldern zieht der Pflug schweigend seine Furchen. Lange Rauchfahnen der Kartoffelfeuer wallen Abend für Abend über die sonst öden Äcker. Längst verklungen ist hier bereits das hohe Lied der Erntearbeiten, verhallt das eintönige Rattern der Mähmaschinen und das schwirrende Rauschen der schneidenden Sensen. Lastlos haben Wagen auf Wagen schwer beladen das reife Korn heimgebracht auf den Hof. Voll gepackt stehen Scheunen und Schober da. Sicher geborgen liegt der goldene Himmelsseggen unter Dach und Fach, bereit zum Verwandeltwerden in „unser tägliches Brot“.

Wieder geschlossen damit ist der, so lange die Erde steht, unaufhörliche Kreislauf der bäuerlichen Jahresarbeit. „An den Ring des schwindenden Jahres hängt sich ein neuer an als Glied der goldenen Kette, die spielend durch des Schöpfers Hand gleitet.“ (Wibbelt.)

Auf der Schwelle des vergangenen und des kommenden Wirtschaftsjahres aber steht alljährlich für den Bauern und heute wieder für das ganze deutsche Volk ein Tag der inneren Besinnung und des tiefempfundenen Dankes. Es



Wir sagen Dank für deine Gaben.

Tage der Erinnerung und Besinnung all die Bilder fleißigen Schaffens und Wirkens auf den Fluren und Auen an unserem Blick vorüber. Ein neues Leben ging nach des Winters dunklen Tagen durch das Land. Es klangen Frühlingslieder über Flur und Wiese und atmeten Lust und Glück und Hoffnung. Freudig spannte, wie es im Liede heißt, „der Bauer die Köpfelein an und setzte seine Felder und Wiesen in Stand.“

Bald hoben Millionen von Saatspizen und Halmen ihr Haupt empor und standen da in ihrer hoffnungsvollen dunkelgrünen Farbe. Auf das Säen folgte die Hackzeit mit ihren Arbeiten und Mühen. Welch herrlichen Anblick gewährten dann zu Beginn des Sommers die wogenden Getreidefelder. Wie hoch war da des Bauern Herz von Stolz erfüllt, wenn er vor seinem Acker stand und all die „vielen Ähren“ sah. Aber auch ernste Sorgen stiegen in ihm auf, je näher die Ernte herankam. Konnte nicht noch ein Unwetter seine Hoffnung vernichten am Tage vor der Ernte? Das Mailäuten, die Bitt-

ist das Erntedankfest, das in den Stiftsdörfern am letzten Sonntag im September kirchlich und sonst überall im Reiche am ersten Sonntag im Oktober gefeiert wird. Auf uralte Zeiten gehen Erntesitten und -gebräuche zurück. So gehören die Erntedankfeiern mit zu den ältesten Festen der Menschheit. Diese hat wahrlich allen Grund zur tiefsten Dankeserweisung für die Allmacht und Güte Gottes, der die Mühe des Landmanns segnete, die Felder, auf denen das Getreide dem Schnitt entgegenreifte, die Wiesen, die Gärten und Weinberge reiche Frucht tragen ließ. Noch einmal ziehen an diesem

prozessionen, die Bittmessen, die Erntebittandachten und das „Meltmausläuten“ den Sommer hindurch kündeten davon, wie sehr die Dorfgemeinschaft sich der Vorsehung Gottes anbefahl.

Mit dem Jakobstage begann dann die ersehnte goldene Erntezeit. Heiß und schwer war der Tage Arbeit. Fast wollten die Hände lahm und müde werden. Aber dennoch blieben die Augen hell, leuchteten auf am Sonnen- und Ernteglanz. Noch einmal gedenken wir am Erntedankfeste all der Stunden und Tage, die uns hinausführten ins Ährenwogen des Erntefeldes, wo Sensen klangen und Garben von der Mähmaschine fielen.

Im froh bewegten Zuge wurde hierauf an einem Tage das letzte Fuder hereingeholt. Die stattliche Erntekrone fand ihren Platz unter der Decke auf der großen Hausdielen. Abends oder einige Tage später vereinigte schon ein Hof-Erntefest Herrschaft und Gesinde zu gemeinsamer fröhlicher Feierstunde. Das Erntedankfest der gesamten Pfarrgemeinde aber findet, wie schon erwähnt, seit altersher am letzten Sonntag im September statt. Es fällt mit der Feier des St. Michaelistages zusammen. Dieser galt früher ähnlich wie Johanni und Martini als bekannter und wichtiger Zeitpunkt, an dem der Termin für Zahlung von Abgaben mannigfacher Art war. In Vorsum mußten zu Michaelis der Lamm- oder Fleischzehnte abgeliefert, die Pachtgelder für die Gemeindekrüge und das Gemeindebackhaus gezahlt werden. Als Patron des Stiftes Hildesheim genoß St. Michael eine besondere Verehrung. — Von dem fröhlichen Festschmause aus Anlaß des Erntedankfestes spricht auch der volkstümliche Reim, ähnlich wie bei Pfingsten:

„Micheilich, Micheilich,
denn slachtet möin Boader en Vock,
denn danzet möine Mudder,
denn danzet möine Mudder,
denn flükt dái reohe Rock!“

Allerlei Vorbereitungen wurden bereits Tage zuvor getroffen. Die Frauen und Mädchen hielten fleißig großen Hausputz. Der Fußboden in der Wohnstube wurde blank geschauert und neu mit frischem weißen Sand bestreut. In dem mächtigen „Backtroge“ rührte die Hausfrau den Teig für Platenkuchen an. Gleichzeitig kernten die Mädchen Zwetschen aus; denn so ein obligater Zwetschenkuchen durfte doch am Erntefeste nicht fehlen. — Tüchtig hatten die Mannsleute zu diesem Zwecke die Bäume im Obstgarten geschüttelt, wie es im Vorsumer Bauernliede heißt:

„Im Herbst schau ich die Bäume an,
Seh' Aepfel, Birn' und Zwetschen dran,
Und sind sie reif, dann schütt'le ich sie,
So lohnt Gott der Menschen Müh.“

Ein guter kräftiger Erntebraten gehörte weiter selbstverständlich mit dazu. So gab es bis spät am Samstagabend vielerlei zu tun, um das Fest bis in alle Einzelheiten vorzubereiten.

Am folgenden Sonntagmorgen aber riesen die Erntedankglocken mit ihren ernstesten feierlichen Klängen die ganze Gemeinde ins Gotteshaus, um hier aus „der Seele Grund, dem höchsten Herrn Dank zu sagen“. Zum letztenmal in dem zu Ende gehenden Sommer zog dann die Prozession um die altehrwürdige Kirche. Wuchtig erklangen während des anschließenden Hochamtes die Strophen der altüberlieferten Gesänge:

„Du wirst immer für uns sorgen,
So wie heute, jeden Morgen,
Drum ist uns're Zuversicht
Jederzeit auf dich gericht'."

Oder Verse, die gerade heute sehr zeitgemäß erscheinen:

„Wir Bauern steuern der Hungersnoth,
Indem wir bauen das tägliche Brod,
Fürs Land und für die Städte,
Wenn der Bauer nicht fein wacker
Auf dem Acker schaffen thäte,
Auch der Herr kein Brod nicht hätte!“

Zum Kirchgang am Erntedankfestmorgen wurde natürlich die beste Kleiderpracht angelegt. Die Männer erschienen gewöhnlich im langen schwarzen Schoßrock und mit hohem Zylinder. Recht malerisch nahm sich die Tracht der Mädchen und Frauen aus.

Zur Schau kam dieses namentlich bei der üblichen Sonn- und Festtagsform. Dazu gehörte zunächst ein langer, bis auf die Füße herabhängender Kleiderrock aus schwarzem oder farbigem Tuch. Aus demselben Stoff war eine eng anliegende, vorn zu knöpfbare Taille angefertigt. Bedeckt wurde diese zum größten Teil durch ein Umhangtuch, das sich dreieckig zusammen geschlagen über die Schultern legte. In drei langen Spitzen hing es im Rücken und vorn glatt herab. Unter dem Kinn und auf der Brust hielten Nadeln oder Spangen das Tuch geschlossen. Neben Ohr- und Fingerringen dienten Broschen und an breiten goldenen Halsketten hängende kostbare Brustkreuze als Schmuckgegenstände.

Die typische Kopfbedeckung bildeten die Bandmützen. Es waren dies kleine runde, etwa 10 bis 15 Zentimeter hohe Hauben, die innen mit weißem Fadenstoff und außen mit farbigem Tuch überwoben waren. Die Haarfrisur paßte sich mit dem hinten auf dem Scheitel zusammengeknöteten „Nest“ diesen Mützen an, deren Deckel nicht selten mit gestickten Blumen, Silber- oder Goldgeweben geziert waren. Gewöhnlich unterschied man Spannig-, Gold-,



Der Bäuerin Kirchgang im festlichen Gewande.

Blenker-, Treßsen- oder Pollmützen und die eigentlichen Bandmützen. Die Spannigmützen galten als die kostbarsten. Sie wurden nur von den Frauen der Vollspänner-Höfe an den hohen Festtagen getragen. Die Bezeichnung Spannigmütze mag so von Spann oder Vollspänner herrühren. Rundum war die im Vergleich zur Bandmütze größere Kopfschaube mit schwerem Goldgewebe in Herz- und Sternform besetzt. Ein solcher Stern kostete einen Taler. Den unteren Rand zierte eine weiße Spitze. An Stelle der langen Bänder war dem Rücken zu an der Haube nur der „Poll“ in Röhrenschleifenform angebracht. Ein Kinnband hielt die Mütze auf dem Kopfe

fest. Verdeckt wurde dieser durch ein in der Farbe des Polls gehaltenes breiteres kurzes Band. Zu der Spannigmütze trugen die Frauen das „Schalltuch“. Dies war kleiner und bedeutend leichter als die Wiener Schalltücher. Es zeichnete sich aber durch prächtigere Farbenfreudigkeit aus. Die Gold- oder „Blenkermütze“ unterschied sich von der Spannigmütze nur durch das geringere Goldgewebe. Es bestand lediglich aus einfachen Goldfäden oder Treßsen, daher die Bezeichnung Treßsenmütze. Sie galt als die eigentliche Pollmütze. Im Gegensatz dazu befanden sich an den gewöhnlichen Bandmützen lange, im Rücken herabwallende breite Bänder. Nach den Kirchenfarben hatte man hauptsächlich rote, grüne, blaue und schwarze Bandmützen, die an den gewöhnlichen Sonntagen, der jeweiligen kirchlichen Liturgie entsprechend, getragen wurden. Dazu gehörten die schweren, mit Fransen besetzten Wiener Schalltücher.

Infolge der modernen Wirtschaftsentwicklung kamen diese ursprünglichen



Treu verbunden der Heimatscholle.

Volkstrachten restlos zum Verschwinden. Geblieben aber sind zum allergrößten Teil die Sitten und Gebräuche, die sich an das Erntedankfest knüpfen. So läuten noch die Erntedankglocken vom hohen Kirchturm über Dorf und Flur wie vor Zeiten. Ergriffen lauschen wir den tiefen ernsten Klängen. Wir lassen unsere Seele ausruhen auf diesen Klangwogen, und dankerfüllt beten wir in der feierlichen Prozession, die um die Kirche zieht. Freudig stimmen wir ein in das festliche „Großer Gott, wir loben dich“ am Schlusse des Erntedankgottesdienstes. Aber nicht nur zum aufrichtigen Danken soll uns der Erntedanktag verpflichten, sondern auch zur höchsten Ehrfurcht vor den geheimnisvollen Naturkräften,

die durch göttliche Allmacht in den geheiligten Boden unserer Heimatscholle gelegt worden sind. Mit der jetzt abgeschlossenen Ernte ist des Bauern Werk nicht beendet. Immer und immer wieder wird durch sein unermüdliches Schaffen im goldenen Dreiklang von Säen, Beten, Ernten die Erhaltung unserer deutschen Volkskraft sichergestellt. Wie an keinem andern Tage im Jahre kommt die feste und unlösliche Verbundenheit von Blut und Boden so zum Ausdruck, wie gerade am Erntedankfeste. Es soll darum stets die Stimmung in uns wecken, die der Dichter schildert mit den Worten:

Und heimatsfroh umfaßt mein Blick die Runde
Und grüßt des Stromes helle Silberspur.

Nur ein Gebet lebt mir im Herzensgrunde:

Herr, segne, segne meine Heimatsflur!“ (M. Braunsfels.)

Vereins-Nachrichten

Ehrenmitglieder

Se. Exzellenz, der Hochwürdigste Herr Bischof von Hildesheim,

Dr. Joseph Godehard Machens

Se. Eminenz, der Hochwürdigste Herr Kardinal Bertram, Fürsterzbischof von Breslau

Der Vorstand des Vereins

a. Der geschäftsführende Vorstand:

Pastor Dr. Henkel, Erster Vorsitzender,
Borsum bei Hildesheim

Geh. Ober-Reg.-Rat Prof. Dr. Behrens,
Hildesheim, Stellvertr. Vorsitzender

Rektor Schiel, Schrift- und Kassenführer,
Hildesheim, Lucienvörderstraße 18

b. Der erweiterte Vorstand:

Engel, Joh., Pastor, Clausthal-Zellerfeld

Frl. Flebbe, Lehrerin, Harsum

Dr. Frölich, Studiendirektor, Hildesheim

Henschel, Dechant, Großgiesen

Frl. Jünemann, Lehrerin, Hildesheim

Kopp, Propst, Celle

Marheinecke, Edmund, Hoffbes. Diekholzen

Muth, Rechtsanwalt, Harburg

Dr. Rössig, Pastor, Sottrum

Scharla, Pastor, Ringelheim

Seeland, Domkapitular, Hildesheim

Dr. Seelmeyer, Domkapitular, Hildesheim

Söding, Hauptlehrer, Borsum

Springmann, Aug., Konrektor, Algermissen

Strecker, Schulrat, Hildesheim

Trafas, Lehrer, Wesseln

Wolpers, Pfarrer, Bernshausen

Postcheckkonto: Hannover 75 458, Verein für Heimatkunde im Bistum Hildesheim

Jahresbeitrag der Mitglieder des Vereins: 3 RM. Preis für das Einzelheft 1,50 — 3,00 RM

Geschäftsstelle: Hildesheim, Lucienvörderstraße 18¹

ENTSAUERT
PAL 01/2019

Herausgegeben vom Verein für Heimatkunde im Bistum Hildesheim

Verantwortlich: Die Redaktions-Kommission: Pastor Dr. Henkel, Vorsitzender, Borsum b. Hildesheim

Druck und Kommissionsverlag: Franz Borgmeyer, Buchhandlung, Hildesheim

